

Kapitel 9: Familienleben

»Meine langjährige Erfahrung und die Hausbesuche haben mich so manchen Blick in das Familienleben dieser Leute tun lassen. Wann kommt die ganze Familie eigentlich zusammen? Fast möchte man sagen, nur zum Schlafen und nicht einmal das! Ein Großteil der Kindesväter ist bei der Eisenbahn angestellt, wo sie abwechselnd Tag- und Nachtdienst haben, wieder andere machen Nachtschicht-Dienst in der Fabrik, im öffentlichen Verkehrsdienst. Der Vater geht schon sehr zeitig früh weg, da schläft das Kind noch. Wenn das Kind nachmittag aus der Schule oder vom Spiel heimkommt, ist der Vater noch nicht daheim oder er schläft.«¹

Die Volksschullehrerin Margarete Rada, Studentin der Psychologie und eine der Doktorandinnen bei Charlotte Bühler, notiert dies Ende der 1920er Jahre über Familien in einem von ihr nicht benannten Stadtviertel, vermutlich in Favoriten (Wien 10). Radas Forschung stützt sich auf teilnehmende Beobachtung und informelle Gespräche mit Kindern und Erwachsenen. Das Hauptproblem des Familienlebens sei, dass die Männer aufgrund ihrer Arbeitspflichten keine Zeit hätten, sich mit ihren Kindern zu befassen. So entstehe eine nur sehr schwache Bindung zwischen Vätern und Kindern und eine geringe väterliche Autorität.

Schon viel länger besteht das Stereotyp vom tyrannischen, mürrischen, redefaulen und gewalttätigen Vater. Otto Rühle,² Hildegard Hetzer,³ Otto Felix Kanitz⁴ und andere

-
- 1 Margarete Rada, Das reifende Proletariermädchen. Ein Beitrag zur Umweltforschung, Wien/Leipzig 1931, 35.
 - 2 Vgl. Otto Rühle, Grundfragen der Erziehung. In: Sozialistische Erziehung 4/4 (1924); ders., Kinderelend. Proletarische Gegenwartsbilder, München o.J.; ders., Das verahrloste Kind, Dresden 1926.
 - 3 Hildegard Hetzer, Kindheit und Armut. Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung, Leipzig 1929.
 - 4 Otto Felix Kanitz, Das proletarische Kind in der bürgerlichen Gesellschaft, hg. v. Lutz von Werder, Frankfurt a.M. 1970. Zur Person und zum Tätigkeitsfeld von Kanitz vgl. Henriette Kotlan-Werner, Otto Felix Kanitz und der Schönbrunner Kreis. Die Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Erzieher 1923–1934, Wien 1982.

Autor*innen der Psychologie und der Pädagogik greifen es in den 1920ern auf. Bedeuten aber die langen Abwesenheiten von Männern, die ihnen durch ihre Erwerbsarbeit, Krieg und Gefangenschaft und so weiter aufgezwungen werden, aber auch durch den Kult des Feierabend-Trinkens oder durch politisches und gewerkschaftliches Engagement bedingt sind, dass Männer als Väter versagen? Wie kann es ihnen gelingen, ihre Herrschaft über Frauen und Kinder dauerhaft zu errichten, wenn sie kaum präsent sind? Und andererseits: Warum sollten Ehefrauen und Mütter untaugliche und gewalttätige Männer akzeptieren, wenn sie sich doch in vieler Hinsicht als kompetent und tatkräftig erweisen? Hier sind einige Fragen offen.

9.1 Die Heimkehr der Väter

Für Deutschland hat Heidi Rosenbaum die pauschale Behauptung einer Sozialisationschwäche des »proletarischen« Familienvaters überzeugend zurückgewiesen und mehrere Milieus mit je eigenen Erziehungsstilen unterschieden.⁵ Wie die mir vorliegenden autobiographischen Erzählungen aus Wien zeigen, erleben so gut wie alle Kinder früh, dass die Interessen der Väter Vorrang haben vor den Bedürfnissen der Frauen und Kinder. Die Erklärung, der Vater erwerbe den größeren Teil oder das gesamte Familieneinkommen, und Frauen und Kinder täten alles, um zu seiner bestmöglichen Regeneration beizutragen, scheint auf den ersten Blick plausibel. Sie bleibt aber im patriarchalistischen Denken verstrickt. In vielen Fällen reicht das Erwerbseinkommen des Mannes gar nicht aus und muss durch Erwerbsarbeiten der Frau und der Kinder ergänzt werden. Ihren Anspruch auf Privilegien geben Männer aber nicht auf, wenn sie erwerbsarbeitslos oder krank geworden sind. Weder die von ihnen beanspruchte noch die ihnen zugestandene Macht kann also allein aus ihrer Erwerbsarbeit und ihrem Einkommen abgeleitet werden. Meine Erklärung setzt an einer möglichst genauen Rekonstruktion der alltäglichen Interaktionen des Paares und der Eltern und Kinder an.

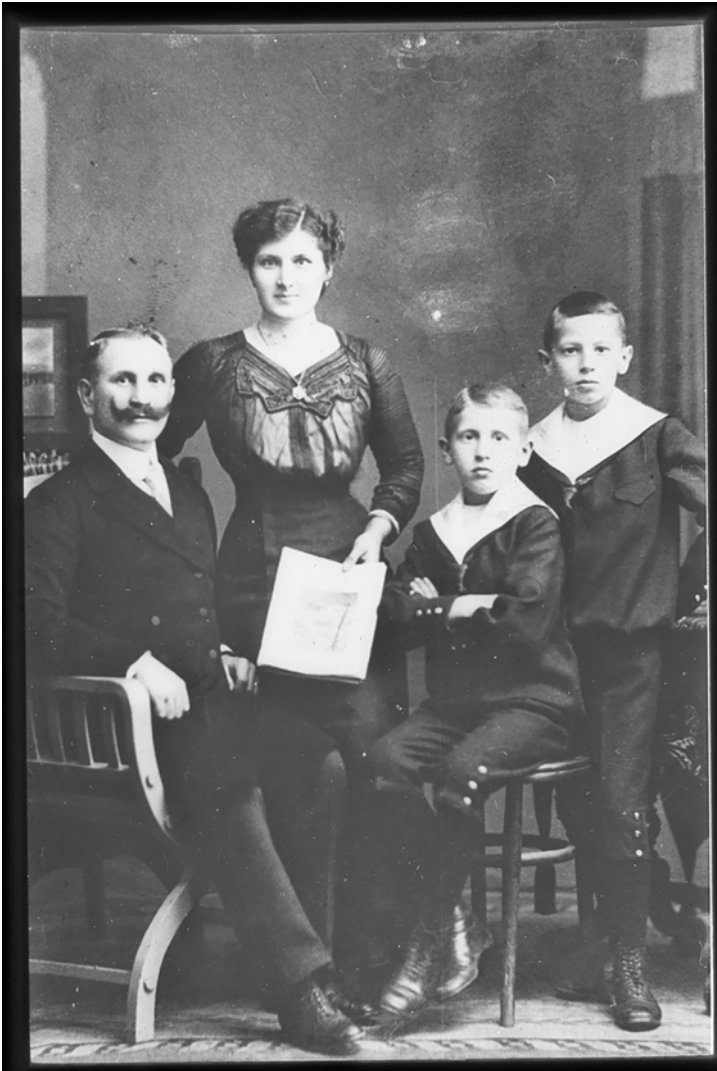
In rituellen *Anerkennungsgesten*⁶ versichern Frau und Kinder dem heimkehrenden Ehemann und Vater, ihn als Oberhaupt der Familie anzuerkennen. Kinder bringen ihm die Hausschuhe, holen ihm Zigaretten oder die Tabakspfeife, auch ein Krügel, wienerisch für ein Maß Bier (0,5 Liter) vom Gasthaus an der Ecke. Sie decken den Tisch für das Abendessen und ziehen sich danach leise in eine Ecke der Wohnküche zurück. So ähnlich beschreibt Willi Zvacek den abendlichen Auftritt seines Vaters.

5 Heidi Rosenbaum, *Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung*, Frankfurt a.M. 1992, bes. 231ff.; vgl. auch meine vergleichende Studie: Reinhard Sieder, *Besitz und Begehren, Erbe und Elternglück. Familien in Deutschland und Österreich*. In: André Burguière, Christiane Klapisch-Zuber, Martine Segalen, Françoise Zonabend, Hg., *Geschichte der Familie*, 20. Jahrhundert, Vorwort von Jack Goody. Aus dem Französischen von Gabriele Krüger-Wirrer, Frankfurt a.M./New York/Paris, 1998, 211–284; unveränderter Nachdruck Essen 2005.

6 Vgl. Erving Goffman, *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt a.M. 1971, besonders das Kapitel »Über Ehrerbietung und Benehmen«, 54ff.

»Wenn der Vater vom *Dienst* (als Kondukteur der Südbahngesellschaft) nach Haus gekommen ist, hat er die Tür aufgemacht, mit strengem Blick den Raum überblickt, dann hat er gesagt: Wasser ins Lavoir! Essen auf den Tisch! Dann haben wir Kinder ihm den Mantel ausgezogen und die Kappe aufgehängt, und dann hat er sich die Hände gewaschen und hat gefragt, was los war. Dann hats gleich eine Strafe, Wix, eine Watschen oder sonst was gegeben.«⁷

Abb. 27: Familie Zvacek, um 1913.



7 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

Das für die 1910er und 1920er Jahre typische Familienfoto der Familie Zvacek (Abb. 27) ist um 1913 in einem Fotostudio aufgenommen und vom Fotografen sorgfältig arrangiert. Eltern und Söhne haben zu diesem gewiss seltenen Anlass ihre besten Kleider angelegt. Die Söhne tragen den zu dieser Zeit modischen Matrosenanzug, Kniestrümpfe und hohe, gebundene Schuhe. Als ich Willi Zvacek in den 1980ern kennenlerne, trägt er im Alter von etwa 80 Jahren immer noch eine Kniebundhose mit langen Strümpfen.

Matthias Neumann ist gelernter Lithograph und sozialdemokratischer Gewerkschafter. Wenn er nach Hause kommt, halten sich die Kinder schon bereit, um ihm ihre Schulaufgaben zu zeigen, ein für die Schule auswendig gelerntes Gedicht vorzutragen oder andere Beweise ihres Fleißes zu liefern.

»Dann hat der Vater gesagt: So, und räumt mir das Tischlerl ab, *du* ziagst (ziehst) mir die Schuach (Schuhe) aus, *du* holst des Wossa (Wasser), *du* tuast mia die Pfeife stopfen und *du* gibst mir die Bücha, die wos i brauch! Und das hat müssen funktionieren, der hätt es ja gar nicht anders getan, wenn wir da nicht alle wunderbar pariert hätten.«⁸

Ist Matthias Neumann halbwegs zufrieden mit seinen Kindern, stopft er sich eine Pfeife und beginnt die Tageszeitung oder ein Buch zu lesen. Väter wie Wenzel Zvacek, Matthias Neumann oder Sandor Horvath besitzen keinerlei Produktionsmittel im Sinn der politischen Ökonomie. Aber ihre Arbeitskraft, ihre Ausbildung, ihre Selbstdisziplin, ihre Selbstbildung und pädagogische Ambition können – zu Bourdieus Begriff des kulturellen Kapitals passend – als sozialkulturelle Produktionsmittel verstanden werden. Diese Väter erziehen kompetente, vielseitig interessierte und leistungsorientierte Menschen. Im Akt der Heimkehr von der Arbeit agieren Väter dieses Typs *privat* und *politisch*, indem sie ihre sozialen, politischen und kulturellen Werte Ehefrauen und Kindern vor Augen führen und sich dabei auf den öffentlichen Bildungsdiskurs berufen. Ihre beruflich bedingte Abwesenheit hindert sie also nicht, an der Erziehung ihrer Kinder wirksam teilzunehmen.

Wenn in einer Nachbarwohnung Ungewöhnliches geschieht, wird dies von Nachbarn und Nachbarinnen im hellhörigen Zinshaus viel früher als im Gemeindebau wahrgenommen. Frauen und Männer mischen sich eher ein, wenn ein Ehepaar streitet, wenn vermutlich oder sichtlich physische Gewalt gegen Frauen und Kinder angewandt wird. Alle wissen, dass die Stellung des Mannes durch wirtschaftliche Krisen, Krankheit und Unfälle, durch Trunkenheit oder Fernbleiben von der Arbeit immer wieder bedroht ist. Dem steht der Alltagsverstand (*senso comune*, nach Antonio Gramsci)⁹ entgegen, die eigene Familie wie die Familie der Nachbarn möglichst vor Armut, Gewalt und Zerfall zu bewahren.

Längst nicht jede Krise beraubt den Patriarchen seines Ansehens. Ausgerechnet an einem Weihnachtsabend, als das Weihnachtsgeschäft abgeschlossen ist, wird der Kürschnermeister Joseph Schmied von seinem Arbeitgeber entlassen. Seine Stieftochter

8 Interview 35 mit Franziska Neumann, geboren 1905 in Landstraße, Wien 3.

9 »Senso comune« wird mit »Alltagsverstand« ins Deutsche übersetzt. Ich meine, »Gemeinsinn« wäre die bessere Übersetzung. Alltagsverstand und Alltagswissen bestehen aus intellektuellen, rationalen, intuitiven, theoretischen und praktisch-konjunktiven Wissens-elementen (Mannheim) und deren performativer Anwendung im Alltagsleben.

Isolde Skorepa erinnert sich an den in dieser Lage noch behutsamer werdenden Umgang der Ehefrau und der Tochter, auch des Großvaters mit dem Vater. In der Coda der folgenden Passage beschwört sie eine für sie offenbar immer noch gültige Wahrheit:

»Wenn der Vater rein kommt, das *war* der Vater, das *war anders*. Die Männer waren müde, und vielleicht haben sie Sorgen gehabt um den Posten zu erhalten. Wenn ein Mann eingetreten ist, wenn wer zu Besuch war, Nachbarn oder so, da musste Ruhe sein! Vater, das Essen! *Und der Mann war der Mann!*«¹⁰

9.2 Bildungsferne Väter

Auch bei Vätern, die weniger Respekt und Anerkennung in der Nachbarschaft und in der Familie genießen, weist ihre Heimkehr gewisse Regelmäßigkeiten auf. Schon vor der Ankunft des Vaters kommt eine leichte Anspannung über Frauen und Kinder. Der Mann wäscht seine Hände im Lavoir, setzt sich an den Küchentisch, nimmt die Zeitung und raucht eine Zigarette. Für einige Zeit will er nicht gestört werden. Um Schulaufgaben der Kinder kümmert er sich kaum. Mancher Mann ist müde, krank oder überlastet und auch deshalb so sehr auf sich selber bedacht. Sind Kinder zu laut, schlägt er mit der Faust auf den Tisch. Er neigt eher zur physischen Demonstration seiner häuslichen Macht als dazu, sein Anliegen oder einen Interessenskonflikt zwischen ihm, seiner Frau oder seinen Kindern zu erläutern. Frau und Kinder unterwerfen sich ihm, um Schlimmeres zu verhüten. Was ich hier beschreibe ist zunächst nicht mehr als ein Stereotyp, aber ich finde einige Fälle, die ihm sehr nahekommen.

Der Eisengießer Sepp Windisch zum Beispiel kehrt nach einem langen und schweren Arbeitstag in die Wohnung zurück und legt sich grußlos auf den Diwan. Gespräche führt er kaum und seine Töchter tun alles, um ihm keinen Anlass zu bieten, sie ins Gespräch zu ziehen. Herr Windisch erwartet von seinen Kindern nur, dass sie sich *ruhig* verhalten. Dennoch hat Hanna Windisch auch gute Erinnerungen an ihre Kindheit. Allerdings beziehen sich die nicht so sehr auf den Vater und das Familienleben, sondern auf die Vorzüge jenes Zinshauses, in dem sie wohnt. Es gehört einem Fuhrwerksunternehmer. Im großen Hinterhof ist Platz für Fuhrwerke und Pferdestallungen, aber auch für die Kinder des Hauses. Ich komme darauf zurück.

In der Wohnküche der Familie Windisch stehen neben dem Küchentisch ein Kindertisch und Kindersessel. Sie sind nicht Ausdruck einer besonderen pädagogischen Ambition der Eltern, auch kein Ersatz für das fehlende Kinderzimmer, sondern ein Mittel, um die Kinder aus der Kommunikation der Eltern während der Mahlzeit *auszuschließen*.¹¹ Auch Franziska Velecky erinnert sich an einen solchen Kindertisch.

»Da war vor dem Bett ein Tischerl und (kleine) Sessel, und da sind wir gesessen, und wir mussten brav sein. Da haben wir uns nicht getraut, so wie heute die Kinder überall mitreden dürfen, ach wir waren *Engerln!*«¹²

10 Interview 27 mit Isolde Skorepa, geboren 1921 in Rudolfsheim-Fünfhaus, Wien 15.

11 Ebd.

12 Interview 17 mit Maria Velecky, geboren 1905 in Schwechat bei Wien.

Dass der Vater seine Ruhe haben will, wissen die Kinder. Und doch bringen sie das von ihnen erwartete »Stillsein« nicht immer zu Wege. Das ausdrückliche Sprechverbot für Kinder während der Mahlzeit zeigt: Sprache und Kommunikation werden hier zumindest nicht bei Tisch als erstes Mittel benutzt, um die kognitive Entwicklung des Kindes zu fördern. Eltern fordern ihre Kinder auf still zu sein, weil sie selber der Ruhe bedürfen. So wie Mann und Frau miteinander nur das notwendigste besprechen, halten sie es auch mit den Kindern. Damit verlangsamt sich das Erlernen der Sprache und das Vokabular der Kinder bleibt begrenzt, wie das der Eltern, es sei denn, eine gute Schule weckt ihre Freude am Sprechen und wirkt kompensatorisch. Der Soziolinguist Basil Bernstein spricht von einem »restringierten Code«.¹³

9.3 Das Strafgericht

Der Pflasterer Anton Auer zählt zum pädagogisch wenig ambitionierten Typus, auch wenn er zuweilen auch nett zu seinen Kindern ist. Nach seiner Heimkehr und den dann vorgetragenen Klagen der Mutter lässt er das beschuldigte Kind oder alle Kinder zur Strafe knien. Die Hände am Rücken, den Kopf an die Wand geneigt, müssen sie eine Stunde still verharren. Die Ehefrau delegiert Ausmaß und Art der Strafe und deren Verkündung an den Ehemann, bemüht sich aber auch, körperlichen oder psychischen Schaden von den Kindern abzuwenden.

»Geschlagen sind wir überhaupt nicht worden, mein Bruder einmal, aber sonst haben wir müssen knien: einer bei *dem* Fenster, einer bei *dem*. Na und mein Bruder, der Älteste, wenn der ein bisschen gekniet ist, hat er schon gesagt: Bitt schön Vater, darf ich schon aufstehen? Und ich hab das nicht zusammengebracht, ich bin gekniet, hab müssen die Hände am Rücken haben, so sind wir gekniet und sind mit dem Kopf an der Mauer gelehnt. Ich habs nicht zusammengebracht, dass ich gesagt hätte, Vater, darf ich aufstehen? Bis dann die Mutter zu ihm gesagt hat: Jetzt lass ihn schon einmal aufstehen!«¹⁴

Auch Mädchen müssen knien. Maria Fiedler, Tochter einer Heimarbeiterin und eines gelernten Hutmachers, muss oft »gleich zwei Stunden auf einem Holzscheid« knien.¹⁵ Das Holzscheid verursacht beträchtlichen Schmerz an den Knien. Ein wenig Stolz schwingt mit, wenn Frau Fiedler sagt: »Wir sind *sehr streng* erzogen worden!«¹⁶ Im Rückblick scheint ihr die Strenge des Vaters ein *geordnetes* Familienleben zu bezeugen.

»Schwere Prügel« werden nicht oft berichtet. Häufig ist vom Knien, von einzelnen Schlägen auf das Hinterteil (»Wixe«), von unterschiedlich ausgeführten Schlägen auf den Hinterkopf (»Knackwatschn«, »Tachtl«, »Nuss«) die Rede, oder, für das Kind vielleicht am demütigendsten, von Schlägen mit der flachen Hand ins Gesicht (»Ohrfeige«,

13 Basil Bernstein, Ein sozio-linguistischer Ansatz zur Sozialisation. Mit einigen Bezügen auf Erziehbarkeit, in: ders., Studien zur sprachlichen Sozialisation, Düsseldorf 1972, 200–231.

14 Interview 23 mit Karl Auer, geboren 1907 in Ottakring, Wien 16.

15 Interview 4 mit Martha Fiedler, geboren 1901 in Hütteldorf, Penzing, Wien 14.

16 Ebd.

»Watschn«). Diese Strafen sind nun aber nicht das Vorrecht des heimgekehrten Vaters. Sie werden auch oder sogar vorwiegend von der Mutter während der Abwesenheit des Mannes eingesetzt.

Die Wirkungen der Strafen auf das Kind aus späteren mündlichen (oder schriftlichen) Erzählungen zu rekonstruieren ist schwierig. Plausibel scheint mir, dass die beschriebenen Strafen weniger eine *intrinsische* Gewissensbildung als eine *äußerliche* Disziplinierung bewirken.¹⁷ Viele Eltern haben höchstens eine vage Vorstellung davon, wie die Kinder die Strafe subjektiv verarbeiten, und die Kinder wissen nicht genau, was in einem strafenden Vater oder in einer strafenden Mutter vorgeht. Wenn alle Kinder gleichermaßen bestraft werden, unabhängig von ihren Vergehen (eine Parallele zur Erziehergewalt in Kinderheimen, s. Kapitel 2.9.3.1) könnte es sein, dass ein Kind dies als ungerecht empfindet. Solches Unrecht über Jahre zu erleben kann das Kind an der Autorität der Eltern zweifeln lassen. Die Psychologin Hildegard Hetzer kommt in ihrer Ende der 1920er Jahre verfassten Studie »Kindheit und Armut« zu einem etwas anderen Schluss.

»Die engen räumlichen Verhältnisse, die *Unbeherrschtheit* der Erwachsenen, die sich vor ihren Kindern *blind* gehen lassen [...] bewirken, daß das U (das ungepflegte Kind) früh den Glauben an die Unfehlbarkeit seiner Eltern verliert, daß es ihre Schwächen frühzeitig kennen und *nachsichtig* beurteilen lernt.«¹⁸

Dass sich eine genervte Mutter während des Tages auch einmal »blind gehen« lässt, wie Hetzer behauptet, scheint mir plausibel. Doch für das abendliche »Strafgericht« des Vaters gilt dieser Befund gewiss nur in seltenen Fällen. Dieses Ritual erfüllt ja vor allem den Zweck, die Kinder für etwa eine Stunde »ruhigzustellen«, nicht aber zusätzliche Unruhe und Aufregung in den Abend zu bringen.

9.4 Pädagogisch engagierte Eltern

Der Abend am Küchentisch und der Familienausflug am Sonntag sind die besten Gelegenheiten zu Gesprächen der Eltern mit ihren Kindern. Sie sind neben dem Gespräch bei Tisch ein *konstitutives Ereignis* des Familienlebens von pädagogisch ambitionierten Eltern. Der Oberkondukteur, Gewerkschafter und Sozialdemokrat Wenzel Zvacek ist ausgesprochen bildungsorientiert.

»Er hat sehr viel gelesen, er hat damals auch Esperanto gelernt, er hat damals einen Stenographie-Kurs gemacht, hat also *jede nur erdenkliche Bildungsmöglichkeit ausgenutzt*. [...] Natürlich war er nicht nur der strenge, er war auch der gütige Vater. So kann ich mich erinnern, dass wir zusammen einen Drachen gebastelt haben und dann auf

17 Aus rezenter entwicklungspsychologischer Sicht u.a. Grusec, Goodnow, Impact of parental discipline methods on the child's internalization of values. A reconceptualization of current points of view. In: *Developmental Psychology* 30 (1994), 4–19.

18 Hildegard Hetzer, *Kindheit und Armut*. Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung, Leipzig 1929, 44.

das Feld gegangen sind, um den Drachen steigen zu lassen. Das war nicht sehr weit, zwischen den alten Bahnhäusern in Ober-Sankt Veit war ja ein großes freies Feld.«¹⁹

Wenzel Zvacek beantwortet die Fragen seiner beiden Söhne »geduldig« und fördert ihr praktisch-technisches Interesse, ihren Sinn für »die Schönheiten der Natur« und der bürgerlichen Hochkultur. Mit sonntäglichen Besuchen im Kunsthistorischen Museum will er seinen Söhnen Werke der bildenden Kunst näherbringen:

»Ich kann mich erinnern, dass er mit Vorliebe mit mir ins Kunsthistorische Museum gegangen ist und dass wir uns dort am Sonntag stundenlang Bilder angeschaut haben, da dürfte auch meine Liebe zur Kunst geweckt worden sein. Und dass er sich außerordentlich um mich gekümmert hat, weit mehr als damals die Mutter.«²⁰

Auf die Bemerkung über die Mutter werde ich gleich noch zu sprechen kommen. Ereignisse wie die »Hungerdemonstration« im September 1911 oder der Beginn des Krieges im August 1914 werden in bildungsorientierten und im weitesten Sinn politisch denkenden Eltern am Küchentisch ausführlich besprochen, den Kindern erläutert und kommentiert. Wenzel Zvacek lehrt seine Söhne Lieder der Arbeiterbewegung und ermuntert sie, Bücher aus einer städtischen Leihbibliothek und aus seiner eigenen kleinen Bibliothek auszuleihen. So realisiert sich das zivilisatorische Projekt der Sozialdemokratie im Haushalt pädagogisch ambitionierter Väter weit eher als in anderen Haushalten. Die *Arbeiter Zeitung* und ein illustriertes Wochenblatt liegen oft auf dem Küchentisch. Singen und Musizieren haben für Eltern und Kinder hohe Bedeutung. So wird das Musizieren in den Familien Horvath, Neumann und Zvacek konsequent über Jahre gepflegt. Es schränkt die »freie Zeit« des Kindes erheblich ein – genau wie im Bürgertum.

»Ich bin damals (ab 1913) in die Bürgerschule gegangen und hab sehr sehr viel gelesen. Ich kann mich erinnern, von meinem elften oder zwölfsten Lebensjahr an war meine Freizeit nur mehr zwischen Zitherspielen – ich hab täglich eine Stunde üben müssen – und Lesen aufgeteilt. Ich hab damals ungeheuer viel gelesen. [...] Was ich erwischen konnte, hab ich gelesen. Ich hab schon mit dreizehn Jahren Bebels *Die Frau und der Sozialismus*, Engels' *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* und eine Menge anderer Bücher gelesen.«²¹

Warum kümmert sich die Ehefrau des Wenzel Zvacek deutlich weniger um die Bildung der Söhne? Hätte sie an der Erziehung von Töchtern mehr Interesse? Vor ihrer Heirat ist sie Dienstmädchen in Pressburg (Bratislava) und Wien. Auch nach den Geburten arbeitet sie noch einige Stunden in der Woche als »Zugehfrau« in großbürgerlichen Familien. An den Bildungsunternehmungen ihres Ehemannes beteiligt sie sich nicht aktiv. Sie zeigt auch kein besonderes Interesse an Hochkultur. Bei politischen Gesprächen am Küchentisch hört sie nur zu. Die von ihrem Sohn Willi angebotene Erklärung, sie habe daran kein Interesse gehabt, reicht nicht aus. Ambitionierte Männer und Väter geben ihr

19 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

20 Ebd.

21 Ebd.

Bildungsideal an ihre Söhne unter den Bedingungen des *sekundären Patriarchats* weiter. Sie genießen Ansehen in der Familie, im Betrieb, in der Gewerkschaft, in der Genossenschaft, hier in einer Genossenschaft der Eisenbahner. Mit Bourdieu gesprochen gewinnen sie anerkanntes kulturelles, also symbolisches Kapital. Hausarbeit und Care-Arbeit übernehmen die Ehefrauen und gegebenenfalls auch die Töchter und binden sich damit an den Haushalt und an die Wohnung.

Meist geht nur der Mann als Mitglied seiner Gewerkschaft am Sonntagvormittag zur Zahlstelle oder Samstag Abend in das Parteilokal, um mit Berufskollegen und Parteigenossen über Politik zu reden. Hier führen fast durchwegs Männer das Wort, pflegen ihre Fähigkeiten, am politischen Diskurs teilzunehmen und vermehren ihr Wissen über Wirtschaft und Politik. Ihre Ehefrauen kochen indessen das sonntägliche Mittagessen oder stopfen die Socken des Ehemanns und der Kinder. Gewiss akkumulieren auch Hausfrauen Wissen, Erfahrung, nützliche Beziehungen, Ansehen und Respekt. Dennoch behält der Mann in einer patriarchalen Gesellschaft einen Vorsprung an kulturellem und symbolischem Kapital. Manche Frauen nehmen das offenbar als selbstverständlich hin und sagen, der Ehemann habe »alles gewusst« und »alles besser verstanden«.

Ein von Bildungsbürgern und bürgerlichen Parteien eifersüchtig bewachtes Bildungssystem hält nur für wenige Mädchen und Frauen der Unterklasse und der unteren Mittelklasse einen zweiten oder dritten Bildungsweg offen. Dazu zählt auch die Schönbrunner Erzieherischeule der *Kinderfreunde* (s. Kapitel 3.4), oder die für männliche und weibliche Gewerkschafts- und Parteimitglieder offene *Arbeiterhochschule*, oder die städtische Akademie für soziale Verwaltung, an der unter anderem Fürsorgerinnen ausgebildet werden (s. Kapitel 2.7). Erst für die Enkel und Urenkel und für Burschen und Mädchen wird ab Mitte der 1960er Jahre unter der Kanzlerschaft Bruno Kreiskys höhere Bildung über das öffentliche Schulsystem zugänglich. Mädchen ziehen in Bildungsabschlüssen von Gymnasien, Realschulen und Handelsakademien mit Burschen gleich und überholen sie sogar.

Der um 1890 aus Westungarn nach Wien zugewanderte Baufacharbeiter Sandor Horvath, ein gelernter Baufacharbeiter (Stuckateur), ist ein pädagogisch ambitionierter und präsender Vater. An Sonntag Nachmittagen sitzt er mit Frau und Kindern am Küchentisch und singt ungarische und Wiener Volkslieder oder erzählt von seinen Arbeitswanderungen, die ihn in jungen Jahren bis in oberitalienische Städte führen. Als Stuckateur, der kunstvolle Reparaturen in den Palazzi der Toskana und Venedigs vornimmt, wird er für seine Arbeit sehr geschätzt. Schon hier beginnt für ihn die Akkumulation von kulturellem Kapital, und ich meine zu erkennen, dass die folgende Generation davon profitiert, wenn sich solche Väter buchstäblich als Lehrmeister ihrer Kinder engagieren. So zünftig sich das Bild ausnimmt, Sandor Horvath ist auch an technischem Fortschritt interessiert, etwa an Elektrizität.

»Der Vater hat mit uns gespielt, hat zum Beispiel ein Lavoir mit Wasser genommen, hat einen Kreuzer hineingelegt, eine kleine Batterie angeschlossen – er war immer ein Bastler. Und wir sollten den Kreuzer aus dem Wasser holen; wer ihn erwischt, der bekommt ihn. [...] Aber weil man, wenn man den Kreuzer ergriff, die Hand nicht mehr

öffnen konnte, hat keiner den Kreuzer gekriegt. Es war alles ohne Gefahr, weil es ja Niedervolt war. Solche Spiele hat er mit uns gemacht an Sonntag-Nachmittagen.«²²

Willi Horvath wird Jugendfunktionär der *Sozialistischen Arbeiterjugend* (SAJ) und gibt Mikroskopierunterricht an der Volkshochschule in Ottakring. Ich werde noch mehrere Male auf ihn zu sprechen kommen. Technische und naturwissenschaftliche Wissbegierde, pädagogisches Gespür und politisches Wissen, das er vor allem in der *Sozialistischen Arbeiterjugend* (SAJ) erwirbt und an Jugendliche weitergibt, helfen ihm in allen Lebenslagen und orientieren sein Handeln auch in höchster Not (s. Kapitel 11).

9.5 Exzessive Männer, sparsame Frauen

Joseph Auer, 1868 in Wien geboren, ist ein Mann des späten 19. Jahrhunderts. Als Pflasterer verdient er in der Baukonjunktur unter dem christlichsozialen Bürgermeister Karl Lueger so gut, dass er sich jeden Essenswunsch in Gasthäusern und Heurigenlokalen leisten kann. Er konsumiert reichlich Wein und bringt am Ende seiner Zechtouren an den Wochenenden Semmeln und Süßigkeiten für die Kinder nach Hause. Für sein Essen und Trinken, seine Fiaker-Fahrten mit Freunden durch Hernals und in die Weinbauerndörfer und mit seinem Kartenspiel bis tief in die Nacht gibt er seinen Wochenlohn von etwa 30 Gulden meist zur Gänze aus. Das ist nur möglich, weil seine Ehefrau, eine Schirmnäherin, etwa fünfzehn Gulden in der Woche verdient und damit die Wohnungsmiete und den Haushalt finanziert. Dem Pflasterer Auer ist es kein besonderes Anliegen, in die Bildung seiner Kinder zu investieren. Er kümmert sich auch nicht um Geburtenverhütung. Seine Frau wird von acht Kindern entbunden, von denen drei an Scharlach oder Diphtherie sterben. Untertags betreut die in der Nähe wohnende Großmutter das jeweils jüngste Kind. Ab dem Alter von drei oder vier Jahren verbringen die Kinder den Tag, später auch die schulfreie Zeit auf der Gasse, im nahen Wienerwald und an den Ufern des Wienflusses (s. Kapitel 3.7).

Frau Auer erhält von ihrem Ehemann *kein* Wirtschaftsgeld, geschweige denn den gesamten Wochenlohn. Um Haushalts- und Wohnungsfragen kümmert sie sich allein. Sie organisiert auch die Übersiedlungen. An einem Wochenende kommt Herr Auer nach einer ausgedehnten Zechtour wie so oft erst am Sonntagmorgen nach Hause und findet die Wohnung völlig leer. Er legt sich auf den nackten Fußboden schlafen. Seine Frau hinterlässt ihm – vielleicht auch aus Zorn – keinerlei Nachricht. Die Hausmeisterin berichtet Herrn Auer, seine Frau habe am Samstag zwei Gassen weiter eine bessere Wohnung gefunden, die wenigen Möbel auf einen Streifwagen (Handwagen) gepackt und sei mit den Kindern übersiedelt. Joseph Auers Sohn Karl, der beruflich in die Fußstapfen des Vaters tritt, sich aber in den 1920er Jahren nicht mehr mit den Christlichsozialen Partei, sondern mit der Sozialdemokratischen Partei identifiziert, erzählt über seinen Vater so anschaulich und detailliert, dass ich eine längere Passage wörtlich wiedergeben möchte.

22 Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in Ottakring, Wien 16.

»Er war Pflasterer. Er hat sehr schön verdient, aber leider hat er das meiste für sich gebraucht. Er hat sehr viel getrunken. Unsere Mutter hat auch gearbeitet, die war Schirmnäherin und hat schön verdient. Sie ist in ein Geschäft gegangen, das war natürlich Akkordarbeit, vor dem ersten (Welt)Krieg hat sie in der Woche vierzehn, fünfzehn Gulden verdient. Sie hat immer gearbeitet, auch als wir Kinder klein waren. Die Großmutter hat auf die kleinsten aufgepasst. Und wie wir so fünf Jahre alt waren, *haben wir selber auf uns aufgepasst dann*. Insgesamt waren wir acht Kinder, aber drei sind gestorben, damals waren die Kinderkrankheiten noch, da war keine Hilfe bei Scharlach und Diphtherie.²³ Der Vater war zwar kein ausgesprochener Alkoholiker, aber er hat viel Geld für sich selber gebraucht. Erstens hat er viel getrunken, er hat viel vertragen. Wenn man das heute jemandem sagt, glaubt er es nicht, aber der hat täglich seine zwölf Viertel Wein getrunken und sehr viel gegessen, ein Kilo Fleisch, Schnitzel oder Schweinsbraten an einem Sonntag, oder um elf Uhr am Sonntag, da war die Suppe schon fertig (aufgegessen), da hat er das Rindfleisch gegessen, das waren auch so sechzig siebzig Dekka, an das kann ich mich noch gut erinnern. Ich hab müssen Bier holen vom Wirt. Mein Vater war *ein Koloss von einem Mann*. Er hat auch Sport betrieben, (in seiner Jugend war er) Ringer und Stemmer. [...] Unser Vater hat in der Woche dreißig, vierzig Gulden verdient, und wenn Sie denken, dass ein Lehrer, ein Volksschullehrer, zwanzig Kronen verdient hat, dann war das schon ein kleines Vermögen! Am Samstag haben wir ihn nicht gesehen, denn da sind er und seine Kollegen mit dem Fiaker ausgefahren. Da sind sie gar nicht nach Hause gekommen. Und ich kann mich erinnern, dass er oft in der Nacht heraufgepfiffen hat zur Mutter und gesagt hat: *Wirf mir fünf Kronen herunter!* Das war in der Nacht von Samstag auf Sonntag, da war er mit seinem Geld schon fertig. Vielleicht hat er gespielt, geschnapst. Die haben um weiß Gott was geschnapst. Na und natürlich, wenn er nach Hause gekommen ist, hat er uns Kindern immer so einen Sack mitgebracht, einen Papiersack mit Semmeln und Süßigkeiten, weil jedesmal war er ja nicht ganz blank, und da hat er hübsch was mitgebracht! Aber Geld hat die Mutter von ihm wenig gesehen. Er hat sich auf sie verlassen, weil sie auch schön verdient hat.«²⁴

An Joseph Auer ist zu sehen, was Pierre Bourdieu *die Inkorporierung des Geschmacks* nennt. Viel Fleisch essen, Wein und Bier trinken und Kraftsportarten wie Ringen und Stemmen sind auf das Schwere, Starke und Grobe ausgerichtet.²⁵ Joseph Auer ist »ein Koloss von einem Mann«. Jeden Arbeitstag hebt er hunderte Pflastersteine, legt sie in ein Sandbett und korrigiert ihre Lage mit dem Gummihammer. Für seine Angehörigen ist es selbstverständlich, dass er ungleich *mehr* und kalorienreicher isst und trinkt als die Frau und die Kinder. Fleisch ist seine bevorzugte Kost. Die Ehefrau verzichtet auf Fleisch oder nimmt »nur ein Stückchen«. Obwohl es in diesem Haushalt an Fleisch offenkundig nicht mangelt, erhalten die Kinder keines zugeteilt. Die Erklärung der Eltern ist sinngemäß: Kinder arbeiten noch nicht oder wenigstens noch nicht in männlicher Weise; ihre Mit-

23 Diphtherie: zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch »Würgeengel der Kinder« genannt, ist eine vor allem im Kindesalter auftretende Infektionskrankheit.

24 Interview 23 mit Karl Auer, geboren 1907 in Ottakring, Wien 16.

25 Vgl. Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M. 1982, 305ff.

hilfe im Haushalt und in der Versorgung kleiner Geschwister gilt als weibliche Arbeit. Elias Canetti bemerkt dazu in *Masse und Macht*:

»Es gibt Gruppen von Menschen, die in einem solchen Meistesser ihren Häuptling sehen. Sein immer gestillter Appetit erscheint ihnen als eine Gewähr dafür, daß sie selber nie Hunger leiden werden. Sie verlassen sich auf seinen gefüllten Bauch, als hätte er ihn für sie alle mitgefüllt. Der Zusammenhang von Verdauung und Macht tritt hier klar zutage.«²⁶

Körper und Körperhaltung, Essen und Trinken des Mannes und seine Geschenke an die Kinder sind kongruent. In ihnen kommt ein »umfassendes Verhältnis zur sozialen Welt« zum Ausdruck. In seiner Untersuchung zu den Konsumgewohnheiten in den 1960er Jahren in Frankreich findet Pierre Bourdieu die folgende Dichotomie. Für die untere Klasse sei das Schwere, Starke und Grobe, für die oberen Klassen das Leichte, Schwache und Feine typisch; diese Opposition liege jeder Ästhetisierung (Formgebung) von Praxis zugrunde.²⁷

Was wird aus Auers Sohn Karl, der so detailliert über seinen Vater erzählt? Wie sein Vater lernt er das Handwerk des Pflasterers und übt es bis zum Rentenalter aus. Doch rechnet er sich, wie gesagt, nicht mehr der christlichsozialen Bewegung Luegers zu. Luegers Regime endet mit seinem Tod 1910. Karl Auer zählt sich zur Klientel der sozialdemokratischen Partei, die mit ihrem kommunalen Bauprogramm zahlreiche Aufträge an Pflasterer und andere Handwerker vergibt. Der Enkel Heinz Auer macht in den späten 1970er Jahren Karriere in der Fachgewerkschaft der Bau- und Holzarbeiter. Er ist dort für *Bildungsarbeit* zuständig. Seine Söhne – die beiden Urenkel des Pflasterers aus der Lueger-Zeit – besuchen in den 1970er Jahren höhere Schulen in Wien. Die Zukunft der Kinder und Enkelkinder ist gewiss in vieler Hinsicht durch Großeltern und Eltern bestimmt, aber doch auch ein Stück weit offen für sich neu eröffnende Chancen. In den vier Generationen der Familie Auer vollzieht sich über gut hundert Jahre, von den 1880er bis in die 1980er Jahre, ein Prozess der Zivilisierung und Verfeinerung der Alltagsitten, in der dritten und vierten Generation auch die Zuwendung zu bürgerlicher Bildung.

9.6 Die patriarchale Ordnung bei Tisch

Woher kommt die hohe symbolische Bedeutung der Mahlzeiten? Elias Canetti: »Für die Familie trägt der Mann seinen Teil der Nahrung bei, und die Frau bereitet ihm die Speise. Daß er von ihrer Speise regemäßig genießt, macht das stärkste Band zwischen ihnen aus.«²⁸ Wenn das stimmt, wird verständlich, warum das Einküchenhaus (abgesehen von den anfallenden Kosten der Miete und der professionellen Dienstleistungen) in der breiten Masse keine Anhänger findet (s. Kapitel 7.2). Aber im alltäglichen Ritual der Verteilung des Essens und Trinkens stehen nicht nur die Frauen, sondern auch die Kinder

26 Elias Canetti, *Masse und Macht*, Düsseldorf 1960, 250f.

27 Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, 309.

28 Elias Canetti, *Masse und Macht*, Düsseldorf 1960, 252.

ganz klar hinter dem Vater zurück. Sie erhalten kein Fleisch, solange sie nicht erwerbstätig sind. Rotes Fleisch ist ein Privileg des Mannes. Die Ehefrau oder Lebenspartnerin nimmt sich – zumindest während der Mahlzeit bei Tisch – deutlich weniger zu essen als der Mann und auch weniger als die Kinder. Oft nimmt sie gar nicht am Küchentisch Platz, sondern steht mit verschränkten Armen hinter dem sitzenden Mann oder hinter den sitzenden Kindern (s. Abb. 28). Dazu nochmals Elias Canetti:

»Mutter ist jene, die ihren eigenen Leib zu essen gibt. Sie hat das Kind in sich genährt und bietet ihm dann ihre Milch. [...] ihre Gedanken, soweit sie eben Mutter ist, kreisen um die Nahrung, deren das heranwachsende Kind bedarf. [...] Ihre Leidenschaft ist, zu essen zu geben; zu sehen, daß es (das Kind) ißt; zu sehen, daß das Essen bei ihm zu etwas wird. Sein Wachstum und die Zunahme seines Gewichts sind ihr unabänderliches Ziel. Ihr Gebaren wirkt selbstlos und ist es auch.«²⁹

Abb. 28: Bei Tisch. Die Verteilung der Wurst.



Wie viele Erzählerinnen erinnert sich auch Martha Fiedler, wie insbesondere Wurst und Fleisch verteilt werden. Die Mahlzeit wird zur täglichen Anschauung des Zusammenhalts der Familie und der unterschiedlich verteilten Macht, sich zu nehmen, was man begehrt.

»Wie wir klein waren ist in der Mitte vom Tisch ein Weidling (eine große Schüssel) gestanden und da haben wir Kinder oft auf den Teller vom Vater geschaut, wenn der sich

aus dem Weidling das Fleisch genommen hat. Dann haben die Eltern gesagt: Ja Kinder, wenn ihr einmal verdient, könnt ihr auch Fleisch haben!«³⁰

Den Beteiligten erscheinen solche Rituale bei Tisch selbstverständlich. Versuchen sie auf Nachfrage zu begründen, warum es denn so gewesen sei, ist die angebotene Erklärung meist nicht stichhältig. So ist das Argument, Fleisch brauche nur, wer körperlich schwer arbeite, nicht zutreffend, denn Frauen erbringen, gemessen an ihrer Körperkraft, ähnlich schwere körperliche Leistungen und sehr oft haben sie einen noch längeren Arbeitstag als der Mann. Was Männer und Frauen körperlich und kognitiv leisten, entzieht sich ohnehin dem skalierten Vergleich. Dass nur männliche Kraft kräftiges Essen erfordert, erzählt auch der von Elias Canetti bemühte Mythos, dass es in der Macht des Ehemannes liege, seine Angehörigen vor allen Unwägbarkeiten des Wirtschaftslebens zu beschützen. Dieser Mythos überdauert selbst die wiederkehrenden Wirtschaftskrisen. Er stellt die Geschichte still.

9.7 Geld als Medium häuslicher Macht

Seit Jahrzehnten ist in sozial- und geschlechtergeschichtlichen Studien von der besonderen Macht der Frauen im Haushalt die Rede. Schon einer der ersten Familienforscher, Frederick Le Play, bemerkt über die Familienverhältnisse: »Frauen werden mit Respekt behandelt; oft üben sie [...] einen gewichtigen Einfluß bei Angelegenheiten der Familie aus.« Ihre Energie und Intelligenz befähige sie, »die Familie zu leiten«.³¹ Noch hundert Jahre später sind die US-amerikanischen Historikerinnen Joan W. Scott und Louise Tilly dieser Meinung.

»Die Rolle, die Frauen in der Familienökonomie spielten, gab ihnen normalerweise *viel Macht innerhalb der Familie*. Die spärlichen historischen Quellen ergänzen die systematischere Arbeit zeitgenössischer Anthropologen in diesem Bereich. Sie deuten alle darauf hin, dass die Frauen in der häuslichen Sphäre die Vormacht besaßen, während die Männer in der Öffentlichkeit die Hauptrolle spielten.«³²

An der vorgeblich anthropologischen Unterscheidung einer »effektiven Macht« der Frau im Haushalt und einer »Hauptrolle« des Mannes in der »Öffentlichkeit« ist einig schiefe. »Öffentlichkeit« ist in der westlichen Welt kein geschichtsloser Zustand, sondern die Leistung einer bürgerlichen Revolution und Gesellschaft, und *soziale Praxis* ist immer auch *symbolische Praxis*. Ohne das Symbolische und Imaginäre ist das Wirkliche bedeutungslos und die Wahrheit über das Wirkliche (darunter die soziale Realität) nicht zu haben. Es

30 Interview 4 mit Martha Fiedler, geboren 1901 in Hütteldorf, Penzing, Wien 14.

31 Frédéric Le Play, *Les Ouvriers européens. Etudes sur les travaux, la vie domestique et la condition morale des populations ouvrières de l'Europe, précédées d'un exposé de la méthode d'observation*, Paris 1855, Band. 5, 40 und Band 6, 110.

32 Joan W. Scott, Louise A. Tilly, Familienökonomie und Industrialisierung in Europa. In: Claudia Honnegger, Bettina Heintz, Hg., *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*, Frankfurt a.M. 1981, 99–137, hier 111.

ist auch nicht so, dass die Unter- und die Mittelklasse des globalen Westens das Patriarchat nur simulieren würden, *den Anschein einer »formalen Autorität«* des Mannes wahrend, die »effektive Macht« aber bei den Frauen liege, wie Leslie W. Tentler behauptet.

»The home was her workplace, her realm of authority, where she was assuredly a life-long worker. In many working-class families early in the (20th, RS) century, fathers possessed but the *trappings of formal authority*. Women, at the emotional center of the family, wielded much of the *effective power* in family life.«³³

Was könnte Frauen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts dazu bewegen, den Anschein männlicher Vorherrschaft aufrechtzuerhalten und unter diesem falschen Schein eine »effektive Macht« im Haushalt auszuüben? Dass sie das »emotionale Zentrum« der Familie seien, wie Tentler sagt, trifft in sehr vielen Fällen zu, wenn auch nicht in allen. Doch wie ließe sich eine »effektive Macht« davon unterscheiden? Ist nicht auch emotionale (oder sexuelle) Macht effektiv? Dass vor allem Arbeiter(ehe)frauen »all over the world« die »effektive Macht« im Haushalt besäßen, meint Tentler wie andere Autor*innen daran zu erkennen, dass sie das Familieneinkommen verwalten und die Höhe der Summe bestimmen, die sie ihren Männern für Wein und Tabak überlassen.³⁴ Leslie W. Tentler bezeichnet die Ehefrauen der Industriearbeiter Englands, Irlands und Deutschlands als die hauswirtschaftlichen *decision makers*:

»Husbands earned the money and wives spent it, one informant said, and the task of budget management was a formidable and extremely important one. [...] A great many working-class husbands were accustomed to giving the larger part of their wages to their wives each week, sometimes surrendering all their pay. In turn, men received a stipulated amount of »pocket money«. This custom was noted in English, Irish, and German family groups. The working-class wife was often the *chief economic decision maker* for the family.«³⁵

Die mir vorliegenden autobiographischen Erzählungen bestätigen, dass auch im Wien der 1910er bis 1930er Jahren Frauen, aber keineswegs alle, das Einkommen des Mannes und übrigens oft auch das Einkommen erwerbstätiger Kinder verwalten. Dass Frauen *decision makers* sind, zeigt sich in den existenziell wichtigen Fragen der Wohnungssuche, der Zahlung der Miete und des Einkaufens. Lange vor ihrer Heirat sparen junge Frauen auf eine Wohnungseinrichtung. Sie treffen auch relevante Entscheidungen über die Erwerbsarbeit ihrer Kinder. Und doch ist die Behauptung in Frage zu stellen, all dies hätte Frauen »viel Macht« im Haushalt beschert. Denn anders als ökonomisches Kapital ist häusliche Macht nicht dauernd an eine Person in der sozialen Gruppe gebunden. In jeder Interaktion von Mann und Frau, von Eltern und Kindern, von Eltern mit Großeltern und anderen Verwandten übt eine Person oder eine Gruppe von Personen Macht über eine andere Person oder eine Gruppe aus. Doch Macht im System Familie und in anderen

33 Vgl. Leslie W. Tentler, *Wage-Earning Women. Industrial Work and Family Life in the United States, 1900–1930*, New York/Oxford 1979, 177.

34 Scott, Tilly, *Familienökonomie und Industrialisierung in Europa*, 111f.

35 Vgl. Leslie W. Tentler, *Wage-Earning Women*, 177f.

sozialen Systemen auszuüben, macht sie umkämpft und instabil. Das Machtverhältnis kann sich aus vielerlei Gründen verändern, je nachdem, was gerade geschieht. Dies soll nun empirisch nachgewiesen werden.

9.7.1 Die Übergabe des Wochenlohns: fünf Typen

Macht über den anderen Ehegatten oder Lebenspartner bestimmt sich nicht allein aus dem Faktum der Übergabe von Geld, sondern auch aus deren symbolischer Gestaltung. Der Kistentischler Karl Goldnagl kehrt Ende 1918 von der Südfront am Balkan zu seiner Ehefrau und zwei kleinen Töchtern in Favoriten zurück. Am Ende der Arbeitswoche liefert er den Wochenlohn an seine Ehefrau ab, doch lässt er sich oft lange bitten. Die ältere Tochter Hermi erinnert sich.

»So wie er das Lohnsackerl gekriegt hat, hat er es ihr gegeben, und sie (die Mutter) hat ihm nur Geld gegeben auf ein paar Zigaretten. Aber damit hat er gewartet bis zur letzten Minute! Wenn er sich mit ein paar Arbeitskollegen ein Bier gekauft hat, hat er danach den starken Mann gespielt, da ist er dann später nach Hause gekommen und hat das Geld nicht hergegeben. Und wir Kinder hätten so Hunger gehabt. Da haben wir nichts gekriegt und mussten hungrig schlafen gehen.«³⁶

Der Kriegsheimkehrer Goldnagl leidet an Malaria und wiederkehrenden Fieberanfällen. Besonders wenn es ihm körperlich schlecht geht, zeigt er seinen Willen zur Macht. Seine Ehefrau sucht dringend Lohnarbeit, um den wechselnden Launen des Mannes zu entgehen. Sie findet Arbeit in der Druckerei Berthold & Stempel in Favoriten. Doch auch das in den folgenden Jahren erzielte Einkommen der Frau reicht nicht aus. Die Malaise der Geldübergabe setzt sich fort.

Wenn Väter die Geldübergabe gern mit kleinen Geschenken an die Kinder verbinden, beziehen sie auch ihre Kinder bewusst oder unbewusst in das *Machtspiel* ein. Auch sie sollen den Vater als »Familienernährer« und als gewährenden und gütigen Vater anerkennen.

»Am Freitag war immer *Kirtag*, wenn der Vater den Lohn gebracht hat, da haben wir uns immer was *wünschen* dürfen, ein Stück Wurst oder Leberkäse vom Pferdefleischhauer. Das war dem Vater, das war für die Städter, dass sie die Familie *beglücken* können!«³⁷

Frau Skorepas Rede vom *Kirtag* sei kurz erläutert. »*Kirtag*« ist ein österreichischer Begriff für das Kirchweihfest anlässlich des Namenstages des Schutzpatrons, dem die örtliche Pfarrkirche geweiht ist. Neben Verkaufsständen für Kleider und Hausrat stehen an diesem Tag meist ein Karussell, eine Schaukel, eine Schießbude auf dem Platz vor der Kirche. Frau Skorepa benutzt das Wort *Kirtag* im obigen Zitat als Metapher, und schon dies zeigt den kontingenten, von seiner Gestaltung abhängigen Vorgang. Dass der Vater der Ehefrau und der Tochter am Freitag ein Stück Wurst oder Leberkäse mitbringt, ist

36 Interview 25 mit Hermine Goldnagl, geboren 1915 in Favoriten, Wien 10.

37 Interview 27 mit Isolde Skorepa, geboren 1921 in Rudolfsheim, Wien 15.

umso bemerkenswerter, als es Männer sonst kaum als ihre Aufgabe betrachten, Lebensmittel einzukaufen. Der regelmäßige Einkauf zählt eindeutig zu den Pflichten der Frau, die dabei jeden Groschen umdreht und sich keine Großzügigkeit erlaubt, um durch die Woche zu kommen. Die Aussage von Frau Skorepa deutet auch schon darauf hin, dass die Macht des Mannes keineswegs nur auf dem Umgang mit Geld oder auf potenzieller Gewalt beruht. Sie insinuiert auch eine habituelle Differenz zwischen Landbewohnern und »Städtern«. Ein kurzer Einblick in die Familiengeschichte mag dies nicht nur für den konkreten Fall erklären.

Als junger Mann ist Isoldes Stiefvater der vorgesehene Erbe eines Bauernhofs in einer niederösterreichischen Marktgemeinde. Aber während einer langen Kriegsgefangenschaft wird er von seinen Eltern und einem jüngeren Bruder gleichsam entthront und zum weichenden Erben, zum »Proleten« gemacht. Wenn er mit Fleiß, Ausdauer und Können zum Gesellen und schließlich zum Meister in einer renommierten Wiener Pelzfabrik avanciert und sich am Ende der Arbeitswoche gegenüber seinen Angehörigen als *guter Patriarch* erweist, der seinen Lieben kleine Geschenke mitbringt, gewinnt er daraus Freude, Stolz und Selbstbewusstsein, nicht zuletzt etwas von jener häuslichen Macht, über die ein sorgender Patriarch verfügt. Er rettet also für sich einen Status und eine Rolle, die ihm die erwähnte Entthronung als präsumtiver Erbe eines Bauernhauses entzog. Wenn die Frau den Wochenlohn des Mannes übernimmt, setzt sie dessen Macht nicht auf Null. Sofern die Übergabe zuverlässig erfolgt, wird die Geldübergabe an die Frau und das damit verbundene kleine Geschenk an die Frau und das Kind ein Ritual, das die Macht und das Ansehen des Ehemannes und Vaters erhält, wie es auch die Macht und das Ansehen der Frau als zuverlässige Wirtschaftlerin bestätigt. Kurz: Sowohl der Ehemann als auch die Ehefrau verfügen aufgrund ritualisierter Austausch von Ressourcen über häusliche Macht, allerdings ohne Gewähr.

In den mir vorliegenden autobiographischen Erzählungen finde ich einen zweiten Modus der Geldübergabe, von dem Joan W. Scott und Louise Tilly³⁸ meinen, er habe sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg durchgesetzt: Der Mann übergibt der Frau einen von ihm selbst bemessenen Teil seines Wochenlohnes als *Wirtschaftsgeld* und behält den Rest in seiner Verwaltung. Wenzel Zvacek gibt schon als Gehilfe im Betrieb eines Malermeisters und später als Kondukteur und Oberkondukteur seiner Frau *Wirtschaftsgeld*, und legt den Rest in seine eigene Sparkasse. Damit behält er weiterhin die Kontrolle über jenen Teil des Einkommens, der nicht umgehend für Miete, Nahrungsmittel und tägliche Anschaffungen ausgegeben werden muss. Er allein *entscheidet* über besondere Ausgaben und Sparziele wie Urlaubsreisen mit der Eisenbahn an die Adria, den Besuch von Kunstmuseen mit seinen Söhnen, den Ankauf neuer Möbel und so fort. Offenkundig haben solche Ausgaben einen höheren symbolischen Wert als die täglich anstehenden Konsumentscheidungen der Frau. Sie schaffen soziales und kulturelles Kapital, das den Status des Mannes in der Familie, in der Nachbarschaft und in der Genossenschaft der Eisenbahner maßgeblich bestimmt (s. Kapitel 7.1).

38 Joan W. Scott, Luise Tilly, Familienökonomie und Industrialisierung in Europa. In: Claudia Honegger, Bettina Heintz, Hg., Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen, Frankfurt a.M. 1981, 99–137.

Ein dritter Typus ist rasch beschrieben. Markus Wolf kommt mit vierzehn Jahren nach Wien. Nach Volks- und Bürgerschule erlernt er den Beruf des Schneiders, dann des Teppichknüpfers und Teppichfärbers. Er wird Mitglied und Kassier einer Sektion der Sozialdemokratischen Partei in seinem Wohnbezirk. Die Mietparteien des Zinshauses, in dem er wohnt, wählen ihn zu ihrem *Hausvertrauensmann*. Er genießt hohes Ansehen. Nach seiner Entlassung bezieht er eine geringe Arbeitslosenunterstützung. Einige Jahre arbeitet er quasi selbständig im einzigen Zimmer der Wohnung, ehe er wieder eine Anstellung in einer Teppichfabrik findet. Als die Ehefrau in der nahegelegenen Schokoladenfabrik *Manner* in Ottakring zu arbeiten beginnt, steht mit zwei Einkommen von Mann und Frau erstmals ein disponierbarer Lohnanteil zur Verfügung. Markus Wolf zieht es aber vor, mit seinem Erwerbseinkommen seine persönlichen Hobbys zu finanzieren. Sein Sohn Erich übt daran Kritik, wie die Coda der folgenden Passage deutlich zeigt.

»Nachdem der Vater in einer Teppichfabrik Arbeit erhielt, haben wir unser geregeltes Einkommen gehabt. Es ist uns dann auch relativ gut gegangen. Wir konnten uns zum Beispiel an Sonntagen ein Schnitzel leisten und zu Weihnachten ein Gansl. [...] Ein merklicher Aufstieg. Aber vom Sparen war keine Rede. Nicht so, dass wir sparen für den Urlaub und uns dann eben etwas leisten. Der Vater war Radiobastler. Er hat schon, ich glaube 1927 war das, mit dem Detektor-Empfänger angefangen, den hat er selber gebaut. Er hat auch dann später Lampenapparate gebaut und sehr viel Geld investiert. Immer wenn etwas Neues herausgekommen ist, hat er versucht, das zu kaufen. Also mit dem Geld hätte er schon etwas anderes machen können. Andere haben einen Garten gekauft, damals hat es ja Schrebergärten noch und noch gegeben vis-à-vis vom Wilhelminen-Spital. Aber sein Hobby war die Radiotechnik. [...] Das hat er gekauft, das hat sehr viel Geld gekostet. Also da war er / *da hat er auf die Familie vergesessen.*«³⁹

Ein vierter Typus ist dadurch bestimmt, dass der Mann seine Ehefrau oder Lebenspartnerin über sein Einkommen im Unklaren lässt. Aus der Unwissenheit der Frau über sein Einkommen bezieht er seine häusliche Macht, solange er gesund und arbeitsfähig ist. Die seit ihrer frühen Jugend als Hilfsarbeiterin in der Landwirtschaft und in der Schuhindustrie tätige Maria Sebestl heiratet 1921 einen stolzen und selbstbewussten Straßenbahner, der ihr in vieler Hinsicht überlegen ist. Er hat ein Monatsgehalt und drängt seine Frau, die Erwerbsarbeit vor der Geburt des ersten Kindes aufzugeben. Frau Sebestl klagt, ihr Mann habe »das Wirtschaftsgeld« immer sehr knapp kalkuliert. Eine Erhöhung des Wirtschaftsgeldes zu erbitten kommt ihr nicht in den Sinn. Sie ist besorgt, mit dem ihr überlassenen »Wirtschaftsgeld« auszukommen:

»Ich hab immer nur einen Teil gekriegt, mit dem hätte ich müssen durchkommen. Aber ich hab mirs so eingeteilt, dass es halt doch mit Ach und Krach gegangen ist. *Zweimal im Monat hab ich das Wirtschaftsgeld gekriegt, am Ersten und am Fünfzehnten hat er mir*

39 Interview 64 mit Erich Wolf, geboren 1915 in Ottakring, Wien 16.

Geld gegeben. Und ich hab ja nicht gewusst, was er verdient. Da hab ich nicht gefragt, weil der hätte höchstens gesagt, was geht das dich an? Da kannst nix machen.«⁴⁰

Die Negation oder Inversion der bisher unterschiedenen Typen ist bereits der fünfte Typus. Maurycy Sontag, 1918 aus der westlichen Ukraine zugewandert, verdient als Hausierer unregelmäßig, wenig oder gar nichts, sodass die Ehefrau mit seinem Einkommen nicht rechnen kann. Sie allein verdient den Unterhalt der Familie mit ihrer Nährarbeit für Nachbarinnen. Herr Sontag ist wohl auch aufgrund seiner prekären Beschäftigung oft unwirsch und unzufrieden. Er bedroht Frau und Kinder und manchmal schlägt er auch zu. Die Ehefrau hat Angst vor seiner Heimkehr. Von der Souterrain-Wohnung mit zwei Räumen führt eine Tür direkt auf die Gasse. Aus den Löchern im Fußboden kommen nachts Ratten. In diesem Zinshaus wohnen nur die »Allerärmsten der Armen«. ⁴¹ Für fünf Kinder und das Elternpaar sind nur zwei Betten vorhanden. Eines der Kinder schläft auf einem Bügelbrett, das über zwei Stühle gelegt wird. Die 1920 geborene Tochter Lotte erhält eine Ecke des Zimmers zugewiesen, in der sie auf dem Fußboden schläft.

Worin besteht hier eine »besondere Entscheidungsmacht« (Tentler) der Frau? Und worin besteht vielleicht auch nur ein Rest von Macht auf Seiten des Mannes? Er ist Schachspieler, Gewerkschafter und Marxist. In Wien angekommen, tritt er in die sozialdemokratische Partei ein. Seine Bücher und sein Schachspiel versteckt er vor den Kindern in einer Kommode, die er sorgfältig versperrt. Als Frau Jetti Sontag die Wohnungsmiete mehrmals schuldig bleiben muss, wird die Familie 1924 vom Hausherrn delogiert. Die wenigen Habseligkeiten muss sie auf die Gasse stellen. Bis eine neue Mietwohnung gefunden ist, zieht sie in das Asyl für Obdachlose in der Elisabethpromenade in der Rossau, Wien 9. Tochter Lotte erinnert einen riesigen Schlafsaal mit Stahlrohrbetten. Dem Vater nimmt man Hosenträger und Schnürsenkel weg, er könnte sich damit erhängen. Das ist demütigend und entmachtend.

Die nächste Wohnung ist eine Notstandswohnung in der nahen Rossauerkaserne. Immerhin besteht sie aus Zimmer und Küche. 1934 lässt sich Frau Sontag scheiden. Sie zieht mit den Kindern in ein nahe gelegenes Zinshaus an der Ecke Liechtensteinstraße und Thurygasse mit WC und Bassena am Gang. Zwei Zimmer und eine Küche stehen der Mutter und den nun schon adoleszenten Kindern zur Verfügung. Es ist die beste Wohnung im Lauf des gesamten Familienzyklus, und dies ohne jeden Beitrag des weggeschiedenen Ehemannes. Ein Zimmer muss allerdings untervermietet werden, um die Miete aufzubringen. Der Fall zeigt in dramatischer Weise die Oszillation der häuslichen Macht zwischen den Eheleuten. Schließlich verliert der Mann jede Macht über Frau und Kinder mit der von der Frau gegen seinen Willen durchgesetzten Scheidung.

9.7.2 Der gütige Vater und die Königin des Leids

Die Kinder mit kleinen Leckerbissen zu beschenken und dafür Geld auszugeben ist offenbar eine Praxis und ein Vorrecht der Väter, das sie zeitlich und kausal sehr oft mit der Übergabe des Wochenlohnes oder des Wirtschaftsgeldes an die Ehefrau verbinden.

40 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

41 Interview 70 mit Lotte Brainin, geborene Sontag, geboren 1920 in der Brigittenau, Wien 20.

Nicht nur, aber auch deshalb wird der Vater in den Erzählungen detailreich und ambivalent beschrieben, während die Beschreibung der Mutter bei aller Dankbarkeit blass und freudlos bleibt. Darin unterscheiden sich die mündlichen Erzählungen nicht von schriftlichen Autobiographien, sieht man von der oft ›gestelzt‹ wirkenden Sprache in schriftlichen Autobiographien ab (»Fremddiktion«). Ein Beispiel dafür gibt die sozialdemokratische Abgeordnete zum Parlament der Ersten Republik, Adelheid Popp. In ihrer »Jugendgeschichte einer Arbeiterin« beschreibt sie eine merkwürdig widersprüchliche Erinnerung an ihre Mutter:

»[...] nichts vom behaglichen Heim, wo mütterliche Liebe und Sorgfalt meine Kindheit geleitet hätte, ist mir bewußt. Trotzdem hatte ich eine gute, aufopferungsvolle Mutter, die sich keine Stunde Rast und Ruhe gönnte, immer getrieben von der Notwendigkeit und dem Willen, ihre Kinder redlich zu erziehen und sie vor dem Hunger zu schützen.«⁴²

Weichen Frauen und Männer von als legitim und normal dargestellten Mustern deutlich ab, ja verkehren sie das »Normale« in sein Gegenteil, sprechen Nachbar*innen darüber und versuchen die Normalität durch abfällige Kommentare einzuklagen.

»Es hat ja damals nur wenige Familien gegeben, wo ich mich erinnern kann, dass die Frau *die Hosen angehabt hat*. Es hat schon welche gegeben, aber da hat man natürlich damals allgemein darüber geredet, dass der ein *Simandl* ist und *sie die Hosen an hat*. Es ist damals als *Schande* empfunden worden, allgemein, auch von den Frauen, denn die haben schon irgendwie anerkannt, das der Verdienende *der Herr im Haus* sein muss.«⁴³

Ein Zitat aus den 1909 veröffentlichten Gesprächen eines Berliner Pfarrers mit einer Arbeiterin (vermutlich ein fiktionaler Text) belegt die für den christlich-pastoralen Diskurs typische Doppelbödigkeit, die *Frau* abzuwerten und sie als *Mutter* nach dem Bild der Madonna, der katholischen Königin des Leids, zu überhöhen.

»Was das Verhältnis der Ehegatten in dem ehelichen Leben anbelangt, so soll der Mann das Haupt, *die Frau die Krone sein*. Dem Mann kann man nichts tun. Ich frage in allem meinen Mann. Wenn einer ›hü‹ zieht, der andere ›hot‹, dann geht es nicht. In mancher Ehe hat die Frau die Hosen an. Das ist nicht recht.«⁴⁴

Die Metaphern »Herr im Haus«, »die Hosen anhaben«, »Simandl« etc. und die binären Gemeinbegriffe »recht« versus »unrecht«, »natürlich« versus »unnatürlich« und so weiter sind sprachliche Werkzeuge des Alltagsdiskurses, die in erster Linie Gewissheiten

42 Adelheid Popp, *Jugend einer Arbeiterin* (1909), 2. Auflage, Berlin u.a. 1978, 25.

43 ›Simandl‹ steht im bayrisch-österreichischen Raum für einen Mann, der sich wie eine Frau benimmt. Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

44 Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau. Von ihr selbst erzählt, herausgegeben von C. Moszeik, Pfarrer, Berlin-Lichterfelde 1909, zitiert nach Monika Seyfarth-Stubenrauch, *Erziehung und Sozialisation in Arbeiterfamilien im Zeitraum 1870 bis 1914 in Deutschland*, Frankfurt a.M. u.a. 1985, 2 Bände, 1. Band, 189.

erzeugen und faktisch instabile Machtverhältnisse zu Gunsten der Normen eines legitimen und unbestrittenen Patriarchats vereindeutigen sollen.

9.8 Das Haar der Töchter und Frauen, ein Fetisch der Männer

Die kleine Hermi Goldnagl legt ihren Kopf abends in den Schoß der Mutter, die das Haar ihres Kindes nach Läusen durchsucht.⁴⁵ Langes Haar mit Schichtseife und Petroleum von Läusen zu befreien ist mühsam. Den Männern und Vätern kann das nicht unbekannt sein. Dennoch widersetzen sie sich dem Wunsch ihrer Ehefrauen und Töchter, das Haar kürzer oder sehr kurz zu schneiden. Frau Goldnagl muss ihren Mann mit einem modischen Haarschnitt (»Bubikopf«) überrumpeln. Manche Väter reagieren sehr unwirsch, oft wütend, wenn eine Tochter das Haar schneiden lässt. Hermine Goldnagl setzt sich erst durch, als die Mutter längst einen »Bubikopf« trägt. Sie arbeitet zu dieser Zeit in einer kleinen Wäschefabrik und hat einen Wochenlohn von 30 Schilling, von denen sie 29 als Kostgeld an die Mutter abliefern.

»Der Vater war ja immer so strikt dagegen, dass ich meine Zöpfe abschneide, aber ich hab mir dann mit achtzehn Jahren einen Bubikopf machen lassen. Das hat damals fünf Schilling gekostet, die hab ich mir zusammengespart mit dem einen Schilling (der ihr pro Woche bleibt) und ein bisschen Trinkgeld. Und wie ich die fünf Schilling gehabt hab, bin ich zum Friseur gegangen auf der Inzersdorfer Straße und hab mir die Haare abschneiden lassen. Dann bin ich über die Stiege im Zinshaus runtergerannt, und da ist der Vater grad von der Arbeit gekommen, und ich sag Grüß dich! zu ihm, er sagt: Wer bist denn du? Ich kenn dich gar nicht! Der hat mich mit den kurzen Haaren nicht erkannt. Na, der hat dann aber einen *Radau* gemacht! Der war so stolz auf meine Zöpfe!«⁴⁶

Zu dieser Zeit arbeitet Hermine's Mutter in der Druckerei Berthold & Stempel. In den Arbeitspausen bestärken die Arbeitskolleginnen einander, sich den Ehemännern in dieser sie offenbar erregenden Frage zu widersetzen. Es ist ein kleiner, aber bedeutender Schritt aus der häuslichen Herrschaft des Ehemannes, der das Haar der Frau und der Töchter gleichsam für sein Eigentum hält, oder anders gesagt: der ihr Haar mehr liebt als die Autonomie der Person. Die Wut des Ehemannes und Vaters über das gegen seinen Willen geschnittene Haar deutet seinen Machtverlust an, in dem es nicht um Geld, auch nicht nur um Soziales, sondern um einen in der Regel unbewussten sexuellen Herrschaftsanspruch geht. Das Haar der Frau (der Ehefrau, der Geliebten, der Tochter) wird zum Fetisch. Der Fetisch tritt an die Stelle jener geliebten oder auch nur gern beherrschten Person und negiert ihr Recht auf Selbstbestimmung.

Hanna Windisch und ihre zwei Jahre ältere Schwester Agnes müssen sich nicht nur gegen den Vater, sondern auch gegen die Mutter durchsetzen. Hanna begnügt sich nicht mit dem »Bubikopf«, der mit ein paar seitlich gelegten Wellen gerade noch als weiblich gilt. Sie trägt einen strengen *Herrenschnitt*. Führe ich meinen Gedanken zum sexuellen

45 Interview 25 mit Hermine Goldnagl, geboren 1915 in Favoriten, Wien 10.

46 Ebd.

Fetisch weiter, dürfte der Herrenschnitt eines Mädchens oder einer Frau wie die Vertauschung natürlicher geschlechtlicher Attribute erscheinen. Bewusst oder unbewusst fürchten Männer, dass sich das Mädchen oder die junge Frau den sexuellen Ambitionen des Mannes entzieht und keine heterosexuelle Beziehung will. Das lange Haar fällt zeitgleich mit dem Einzug Hannas in die Ein-Zimmer-Wohnung eines Gemeindebaus. Hanna und ihre Freundin tragen den Herrenschnitt (französisch *Garçonne*-Schnitt, von *garçon*, der Junge) als symbolischen Ausdruck ihrer »sozialistischen« und »sportlichen« Einstellung. Als in einer kleinen Gemeindebauwohnung zusammenlebende junge Sozialistinnen zählen sie sich zu einer Avantgarde. Den Blicken anderer Frauen und Männer im Gemeindebau halten sie nicht immer stand und verbergen ihren Herrenschnitt unter einem Kopftuch. Sie nehmen es erst ab, wenn sie »die Straßen der Stadt«, den Ort einer imaginären Freiheit erreichen.

»Ja, dann ist der Bubikopf erst gekommen. Wir haben lange Haare gehabt und dann haben wir sie uns schneiden lassen, *schwer und bitter*. Wir haben ja nicht dürfen. Unser Vater hat einen Zorn gehabt, unsere Mutter auch, aber wir haben uns dann durchgesetzt und wir waren *glücklich!* (lacht) Ich hab sogar einen *Herrenschnitt* getragen, gerade als ich die kleine Gemeindefwohnung gekriegt hab. Weil es sportlich war! Und dann, damit haben wir gezeigt, wer wir sind: *Sozialisten!* (lacht) Meine Freundin hat ja auch einen Herrenschnitt getragen. Na und ich hab dort die Wohnung im Gemeindebau gekriegt, da hab ich mich dann doch ein bisschen *geschämt*, hab ich mir ein Kopftuch aufgesetzt, damit die anderen Leute auf der Stiege nicht sehen, dass ich einen Herrenschnitt trage. Die trägt einen *Herrenschnitt!* Heut ist das gar nichts. Mir hats aber gefallen, weil es praktisch war, na und dann wars ja *Opposition*, nicht. Schon deswegen haben wir das gemacht!«⁴⁷

Der Haarschnitt, die Kleinwohnung im Gemeindebau, das Zusammenleben der Freundinnen, ein vager Begriff von Sozialismus, der für personale Freiheit und Gleichheit der Geschlechter und die Opposition gegen die Eltern-Generation steht – das ist ein Bündel von Zeichen ästhetischer *und* politischer Modernität. Im sozialdemokratischen Roten Wien, das in ästhetischer Hinsicht nur zum Teil hochmodern und meist eklektizistisch und historistisch ist, gilt der *Garçonne*-Schnitt als der fraglos »modernste«. Gewiss markiert er auch die Distanzierung vom paternalistischen und patriarchalen Familienleben und von der Zumutung, brave Töchter der Eltern auf dem Weg in ein patriarchales Ehe- und Familienleben zu sein.

9.9 »Du darfst nicht bei mir schlafen!«

Kaum ein Kind hat ein Bett für sich allein. Auch Einzelkinder haben oft kein eigenes Bett und schlafen unter Umständen auch bis zum vierzehnten Lebensjahr im Ehebett zwischen den Eltern. Autor*innen der Wohnungsreform-Debatte und der zeitgenössischen psychologischen Kindheitsforschung überbieten sich angesichts dessen in Spe-

47 Interview 2 mit Hanna Windisch, geboren 1899 in Ottakring, Wien 16.

kulationen. Sie reden von unbekümmerten und sorglosen Eltern (Hildegard Hetzer),⁴⁸ von einer »einfachen männlichen Pubertät« und einer frühen sexuellen Praxis der Kinder (Siegfried Bernfeld) und so fort. Vorsicht ist allemal geboten, wenn Unbewusstes, psychische Vorgänge der Verdrängung oder der Verschiebung, die Sublimierung von Trieben in »Kulturgewinn« (Freud) in die Interpretation von autobiographischen Erzählungen eingeführt werden. Dennoch mag ich mich dieser schwierigen Aufgabe nicht entziehen.

Zumindest die äußeren Umstände und die Handlungsentscheidungen können aus autobiographischen Erzählungen doch recht genau rekonstruiert werden. Und das ist immerhin ein solider Anfang. Denn alle psychologischen und psychoanalytischen Theorien gehen unvermeidlich von Annahmen über die soziale Konstellation aus, in der eine Kindheit gelebt wird. Erzählungen zeigen: Unbekümmert und sorglos sind nur sehr wenige Eltern. Dass Väter und Söhne gegenüber Ehefrauen und Töchtern auch bei der Verteilung der Schlafplätze privilegiert werden, kann nach allem, was ich schon über das Patriarchat gesagt habe, nicht überraschen. Dem Vater und/oder dem ältesten Sohn wird beispielsweise das Kabinett überlassen mit dem Argument, aufgrund ihrer schweren Arbeit seien sie besonders ruhebedürftig. Aber wer wäre *nicht* ruhebedürftig? Eine Mutter, eine Hausfrau, eine erwerbstätige Tochter sind es auch. Sie teilen das Bett mit einem oder zwei jüngeren Kindern, oder sie müssen sich mit einer oft unbequemen Not-schlafstelle begnügen. Die Verteilung des knappen (Schlaf)Raumes spiegelt das Patriarchat und die soziale Ungleichheit der Geschlechter.

Kleinkinder und vermutlich auch Säuglinge und Kriechlinge empfinden es als angenehm, zwischen den Eltern oder an der Seite der Mutter einzuschlafen. Bei den Kindheitsforscherinnen Charlotte Bühler, Hildegard Hetzer u.a. ist davon allerdings keine Rede. Sie müssten sich dann ja auch fragen, ob es verantwortbar ist, einen Säugling oder ein Kleinkind über Wochen von der Mutter zu trennen, um ihre kinderpsychologische Forschung an ihm zu betreiben (s. Kapitel 2.8.2). Welches Kind bei einem Eltern-teil schläft oder mit einem Geschwister ein Bett teilt, ändert sich mehrmals im Lauf des Familienzyklus. Wenn die Kinder heranwachsen, wird vor allem das leibliche Geschlecht bei der Verteilung der Betten und provisorischen Schlafstellen bedacht – eine schwierige Aufgabe, wenn junge Paare Kinder bekommen und die Schlafstellen und der verfügbare Raum eine Zeit lang von Jahr zu Jahr knapper werden.

»Wir haben alle im Zimmer geschlafen. Zuerst haben die Eltern allein geschlafen. Dann hat mein Bruder im Gitterbett geschlafen und ich auf der Ottomane. Dann ist der Jüngere auf die Welt gekommen, der hat *zwischen* den Eltern geschlafen. Ganz am Anfang hab ich müssen mit meinem Bruder, der nach mir gekommen ist, im Gitterbett schlafen. Aber dann hat die Mutter gesagt, *das geht nicht mehr*, da haben sie einen alten Diwan irgendwo gekriegt, und da hab ich dann auf diesem Diwan geschlafen. Ein Doppelbett, ein Gitterbett und ein Diwan. Na ja, gar groß wars ja nicht, aber im

48 Hildegard Hetzer, Kindheit und Armut. Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung, Leipzig 1929; dies., Zur Psychologie des Wohnens. In: Julius Bunzel, Hg., Beiträge zur städtischen Wohn- und Siedelwirtschaft, Dritter Teil: Wohnungsfragen in Österreich, München/Leipzig 1930, 103–178.

Zimmer hat man sich eh nicht aufgehalten. Grad wenn wir krank waren, haben wir müssen alle drei in den Ehebetten liegen.«⁴⁹

Werden nur ein oder zwei Kinder geboren, kann es sein, dass ein Kind bis in das Volksschulalter und länger im Ehebett zwischen Vater und Mutter schläft. Franz Potensky zum Beispiel kehrt mit sechs Jahren von Pflegeeltern in einem Dorf in der Nähe von Wien zu seiner Mutter nach Ottakring zurück. Während seines Aufenthalts bei der Pflegefamilie hat seine Mutter einen Flickschuster zum Lebensgefährten genommen. Bis zu seinem 14. Lebensjahr schläft Franz im Ehebett zwischen Mutter und Stiefvater.⁵⁰

Hat die Wohnung neben dem Schlafzimmer auch ein Kabinett oder »Halbzimmer«, bietet sich eine Wahlmöglichkeit. In der Familie des Eisengießers Windisch schläft die Mutter mit den zwei jüngsten Kindern im Ehebett, das dritte Kind schläft in einem Kastenbett, das am Fußende quer zum Ehebett steht. Der Vater schläft *allein* im Kabinett. Die Tochter begründet dies ohne Umschweife: »Der Vater hat schwer arbeiten müssen.«⁵¹ Diese Redeweise überdeckt, dass *beide* Eltern »schwer arbeiten«. Der Mutter würde es nicht einfallen, das Kabinett allein für sich zu beanspruchen.

Gleich nach seiner Geburt liegt der Säugling noch nicht bei der Mutter im Bett, denn sie hat Angst, das Neugeborene im Ehebett zu erdrücken. Auch Ärzte und Hebammen verbreiten diese Sorge. Die ersten Wochen liegen Säuglinge in dem aus Weidenruten geflochtenen Wäschekorb; mitunter liegen sie auch in einem Kinderwagen. Aber nach wenigen Wochen verdrängt der Säugling ein älteres Geschwister von seinem Schlafplatz zwischen den Eltern oder neben der Mutter. Einige Erzähler*innen können sich genau erinnern, diesen Platz eines Tages an ein nachgeborenes Geschwister verloren zu haben.

Herr Freitag ist ein gut verdienender Baupolier und engagiertes Gewerkschaftsmitglied, seine Frau bestickt Schuhoberleder in Heimarbeit. Die Familie wechselt häufig die Mietwohnung. Tochter Amalie: »Ich weiß nur das eine, dass wir innerhalb eines Monats dreimal umgezogen sind.«⁵² Um 1905 wohnen die Freitags in der Beckmannngasse im 15. Bezirk. 1910 beziehen sie eine Wohnung in der nahen Breitenseerstraße, ehe sie sieben Jahre später eine hofseitige Mietwohnung in der Hütteldorfer Straße 193, Ecke Marcusgasse beziehen. Diese Zinshauswohnung hat mit Küche, Zimmer und Kabinett die größte Wohnfläche und bietet den relativ höchsten Komfort. Hier bleibt die Familie Freitag auch ungewöhnlich lange, nämlich bis Anfang der 1930er Jahre. In dieser Phase sind bereits mehrere Kinder erwerbstätig und liefern ihre Löhne größtenteils an die Haushaltskasse ab. Damit erreichen die Freitags das höchste Haushaltseinkommen im Familienzyklus. Auf Zimmer, Küche und Kabinett wohnen elf Personen.

»Das war *wunderbar* – im Verhältnis zu vorher, meine ich. [...] Die Eltern waren in den Ehebetten, da sind dazwischen die Kleinen gelegen: der Hansl, der Seppl und die Marie, ja die drei, und die Heli ist in der Wiege, so sagt man, im Wäschekorb, neben dem Ehebett /also das waren einmal die vier. Fünf der Willi und der Stefan waren sechs, sieben die Erna und ich sind acht, neun der älteste Bruder, der war auch in dem Kabinett.

49 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

50 Interview 6 mit Franz Potensky, geboren 1901 in Ottakring, Wien 16.

51 Interview 2 mit Hanna Windisch, geboren 1899 in Ottakring, Wien 16.

52 Interview 19 mit Amalie Freitag, geboren 1905 in Penzing, Wien 14.

Also, wie gesagt, zwei Betten waren im Kabinett. Die Kleinen sind bei den Eltern bei den Füßen gelegen und eines in der Mitte.«⁵³

Ist nur ein Zimmer oder nur ein Kabinett als Schlafräum vorhanden, werden jeden Abend in der Wohnküche Notbetten aufgestellt. Von den fünf überlebenden Kindern des Pflasterers Joseph Auer⁵⁴ und seiner Ehefrau Anna, der Schirmmacherin, schlafen zwei in einem Teppichbett in der Küche (»einer unten, einer oben«), zwei im Zimmer auf einem Diwan, und das Jüngste schläft zwischen den Eltern im Ehebett.

9.10 Körperpflege

Abb. 29: Im Zahnambulatorium der neuen KÜSt.



An gewöhnlichen Wochentagen wäscht die Mutter nach dem Abendessen die kleinsten und kleinen Kinder in einem Lavoir in der Wohnküche.⁵⁵ Danach waschen sich größere Kinder der Reihe nach selbst. Warmes Wasser wird mit einem Schöpfer (Wasserkelle) in das Lavoir gegossen. Herde haben meist ein Wasserschiff an der Seite des Feuerbaus. Bei einfacheren Herden steht stets ein Wasserkessel (wienerisch »Häfen«) auf der Herdplatte. Kinder und Erwachsene entkleiden sich zum Waschen bis auf die Unterwäsche, die sie auch zum Schlafen anbehalten. Nur wenige putzen regelmäßig die Zähne. Das richtige und regelmäßige Zähneputzen wird daher zu einem Programmpunkt der

53 Ebd.

54 Interview 23 mit Karl Auer, geboren 1907 in Ottakring Wien 16.

55 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

kommunalen Gesundheits- und Biopolitik. Es wird an Volksschulen, an Zahnambulatorien und auch an der Kinderübernahmestelle gelehrt (s. Abb. 29).

Jeden Samstagabend vollzieht sich in der Wohnküche ein aufwändiges Waschritual. Ein hölzerner Waschtrog oder ein runder Bottich oder eine Sitzbadewanne aus Blech wird vom Mann aus der Waschküche oder dem Kellerabteil in die Küche geschleppt. Kaltes Wasser wird in Kübeln von der Bassena geholt. Warmes Wasser wird aus dem Wasserkessel am Herd oder aus dem Wasserschiff des Sparherds zugegeben. Nur das jüngste Kind, das als erstes an der Reihe ist – hat frisches Wasser.⁵⁶ Sind alle Kinder gebadet, kommen die Eltern an der Reihe. Doch ehe sie sich entkleiden, werden die Kinder in die Betten geschickt. Die Kinder sollen sie nicht nackt sehen. Maria Sebestl belauscht die Bade-Gespräche ihrer Eltern durch die geschlossene Zimmertür:

»Mitunter hat sich mein Vater nicht gern gewaschen. Und da hat die Mutter immer gesagt: So jetzt gehst her, ich werd dich *reiben*! Die hat die Ausreibbürste genommen und hat ihm den Buckl (den Rücken) gewaschen! Das war immer ein Theater, was wir Kinder da gehört haben. Sonst haben wir nix gehört, das hat sich alles unter ihnen abgespielt, vielleicht wenn wir geschlafen haben.«⁵⁷

9.11 Sexuelle Erlebnisse und Phantasien

Wie im letzten Zitat schwingen in den Erzählungen über die Nachtruhe Phantasien und Projektionen über das Sexualleben der Eltern mit. Kleine Kinder erleben ihren Schlafplatz zwischen den Eltern als körperlich wärmend und bergend, und auch das ist im psychoanalytischen Sinn eine frühe sexuelle Erfahrung, ein Lustgewinn aus Körperzonen. Katharina Wikowitsch erinnert ein Gefühl des Behütetseins, wenn sie an der Seite der Mutter einschlafen darf.

»Ich hab mit meiner Mutter geschlafen und mein Bruder hat beim Vater geschlafen. Wir haben nur zwei Betten gehabt. [...] Und das Mutter-Kind-Verhältnis war ja viel besser dadurch, dass die Mutter ein Kind bei sich gehabt hat. Ich bin *im Atem meiner Mutter* eingeschlafen. So wie sie geatmet hat, so bin ich eingeschlafen. Und die größte Strafe war, wenn sie gesagt hat: Du darfst nicht bei mir schlafen! *Das ist die schönste Erinnerung in meinem Leben: Das Behütetsein bei der Mutter.*«⁵⁸

Der Psychoanalytiker und Freud-Schüler Siegfried Bernfeld entwickelt angesichts von Erzählungen über solche und ähnliche Verhältnisse die Theorie einer »einfachen männlichen Pubertät«.⁵⁹ Er nimmt an, dass für Knaben eine frühe Ablösung der inzestuösen Objekte durch die Übertragung der »noch ungespaltenen infantilen sexuellen Wünsche auf nicht inzestuöse Objekte« unter bestimmten Voraussetzungen möglich und sogar

56 Interview 2 mit Hanna Windisch, geboren 1899 in Ottakring, Wien 16.

57 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

58 Interview 11 mit Katharina Wikowitsch, geboren 1903 in Margaretten, Wien 5.

59 Siegfried Bernfeld, Über die einfache männliche Pubertät. In: ders., Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse, Band 2, Frankfurt a.M. u.a. 1974, 308–328.

wahrscheinlich sei. Die räumliche Enge verschaffe dem Kind reichlich Gelegenheit zur Beobachtung des Sexuallebens der Erwachsenen; »*unbekümmertes Verhalten* der Eltern« ermöge es dem Kind, »*volle Einsicht* in die natürlichen Zusammenhänge« zu gewinnen. Der Knabe vollziehe keine Fixierungen oder Regressionen auf prägenitale Phasen und trete früh in die genitale Phase ein. Die »Ödipuswünsche« des Knaben, die sich an die Mutter richten, würden früh und energisch abgewehrt. Trotz oder gerade aufgrund der räumlichen Enge werde von Eltern eine wirksame Inzestschranke aufgerichtet. Das Kind finde aber Gelegenheit, seine sexuellen Wünsche mit geringer Zielablenkung an Ersatzpersonen zu befriedigen. Geschwister, erwachsene Verwandte, Bekannte und Fremde kämen dafür in Frage.

»Die Ungestörtheit dieser Liebesbeziehungen ergibt sich entweder daraus, daß der Knabe den wesentlichen Teil seines Lebens ohne Aufsicht der Eltern verbringt, oder daß diese geneigt sind, das Tun des Kindes, soweit es sie selbst nicht betrifft, als harmloses Spiel anzuerkennen und es im wesentlichen gewähren zu lassen. Daß die Ersatzpersonen keine energische Abwehr leisten, kann sowohl daher rühren, daß sie (selbst unerwachsen) das gelegentlich direkt sexuelle Spiel für erlaubt oder doch für straffrei halten; oder daß sie als Erwachsene ihre eigene sexuelle Befriedigung suchen und ihre Struktur sie nicht nötigt, ihr Schuldgefühl in Strafen gegen das Kind zu wenden.«⁶⁰

Schließlich erfolge der Abbruch der sexuellen Sehnsucht nach der Mutter nicht durch eine plötzliche, Angst auslösende Drohung oder Abwehr seitens des Objekts, der Mutter, sondern – ohne Verdrängungsschub – als »einfache Ablösung« durch ein anderes Liebesobjekt. Bernfeld bezeichnet diesen von ihm idealtypisch skizzierten Verlauf als »einfache männliche Pubertät«. Daher sei

»[...] eine in sich harmonische Entwicklung innerhalb dieses Milieus möglich, die sich darin äußert, daß die Angehörigen dieses sozialen Ortes mit sich selbst und ihrer Umgebung in der Bewertung des Kindheits- und Pubertätszustandes übereinstimmen, sich selbstverständlich fühlen, und sich, ihre Kinder und Jugendlichen als normal bewerten.«⁶¹

Während in der »klassischen Kindheitsentwicklung« (Bernfeld meint die von Sigmund Freud konstruierte Entwicklung des *männlichen* Kindes in bürgerlichen Familien) die gesamte Sexualität verfemt werde, sei es beim Typus der »einfachen Pubertät« bloß die inzestuöse. Die einfache Pubertät komme in jedem Milieu einmal vor. Nur in der städtischen bürgerlichen Familie sei sie eher unwahrscheinlich. In den Wohnverhältnissen der städtischen Arbeiterschaft, der kleinbäuerlichen und unterbäuerlichen Landbevölkerung sei sie möglich, wenn nicht wahrscheinlich.

Nun zeigen aber die von mir untersuchten Fälle die von Bernfeld genannten Konditionen für eine »einfache Pubertät« nicht. Für »Unbekümmertheit« und »Freizügigkeit des sexuellen Verhaltens« der Eltern und für eine »volle Einsicht (des Kindes) in die biologischen Verhältnisse« finde ich in den Erzählungen auf über viertausend Seiten der

60 Siegfried Bernfeld, Über die einfache männliche Pubertät, hier 315.

61 Ebd., 317.

Transkriptionen unserer Interviews keinen Beleg. Möglicherweise bleiben sexuelle Erlebnisse in der frühen Kindheit unbewusst, können als solche nicht erinnert werden oder bleiben aus Scham unbesprechbar. Die räumliche Enge und die Strategien der Eltern damit umzugehen führen jedenfalls zu *keiner* Enttabuisierung oder Naturalisierung des Sexus. Dies wäre ja im Erinnerungsinterview noch zu hören und zu sehen. Sie heben auch die weitgehende Sprachlosigkeit über sexuelles Begehren und leibliche Zärtlichkeit nicht auf. Die Sprachlosigkeit bestimmt ja auch noch das Eheleben und die Sexualität der Erwachsenen.

In den wenigen Fällen, in denen Szenen elterlicher Sexualität erinnert werden und im Interview zur Sprache kommen, bestätigt sich ein Erleben, das Sigmund Freud als »Urszene« bezeichnet.⁶² Der Begriff kommt in einem Manuskript Freuds von 1897 erstmals vor und meint kindliche Wahrnehmungen, die in Szenarien (Szenen) angeordnet sind, ohne dass es sich dabei unbedingt oder in jedem Fall um eine bewusst beobachtete Szene des elterlichen Koitus handeln muss. Oft erlebt das Kind die Szene im Halbschlaf oder es vermutet sie aufgrund bestimmter Anzeichen, oder es phantasiert sie, oder es deutet das Stöhnen der Mutter als Reaktion auf einen Gewaltakt des Vaters. Der Vater bricht in der Imagination des Kindes in die Mutter-Kind-Beziehung ein.⁶³ Karl Ziak schläft mindestens bis zu seinem zehnten Lebensjahr zwischen den Eltern.

»Ich habe mindestens einmal, aber vielleicht war es ein paarmal, kann ich mich erinnern, als ich damals in der Mitte (zwischen den Eltern) geschlafen hab, da bin ich vielleicht nicht einmal mehr in die Volksschule gegangen, jedenfalls hab ich müssen schlafen gehen. Die Eltern haben zunächst noch draußen gearbeitet oder getratscht, und dann hab ich bemerkt, dass der Vater bei der Mutter, sagen wir auf der Mutter sogar // mehr im Schlafen // ich hab nur immer das Stöhnen meiner Mutter gehört und geglaubt, mein Vater tut meiner Mutter was, und als Bub hängt man ja an der Mutter. Hab ich einen Zorn (auf ihn) gehabt. Ich hab ja nicht gewusst, worum es sich handelt, dass es ein Luststöhnen war hab ich nicht begriffen. Der tut ihr was! Aber ich hab dann weitergeschlafen.«⁶⁴

Viele Eltern meinen wohl, dass Kinder im Schlaf keine sinnlichen Wahrnehmungen machen. Hildegard Hetzer, erste Assistentin Charlotte Bühlers an der Kinderpsychologischen Forschungsstelle der KÜSt, beschreibt 1929 im Anhang zu ihrem Buch *Kindheit und Armut* den ungewöhnlichen Fall des Willy C. Er ist das außerehelich geborene Kind einer dreißigjährigen ledigen Hilfsarbeiterin, die mit einem achtzehnjährigen Kanalräumergehilfen, ihrer jüngeren Schwester und einem Säugling im Kabinett wohnt. Die Küche ist untervermietet. Die genannten Personen schlafen alle in einem Bett. Die Folge ist, dass der sechsjährige Willy meist erst spät seinen Schlaf findet:

»Der Vater ging spät fort (der achtzehnjährige Lebensgefährte der Mutter arbeitet als Kanalräumer meistens nachts), die Tante (eine Prostituierte) kehrte nachts heim, der

62 Sigmund Freud, Aus den Anfängen der Psychoanalyse, 1887–1902, 210, zitiert nach Laplanche, Pontalis, Das Vokabular der Psychoanalyse, 2. Band, Frankfurt a.M. 1972, 576ff.

63 Anna Freud, Das Ich und die Abwehrmechanismen, (München o.J.), Frankfurt a.M. 1984, 85ff.

64 Interview 33 mit Karl Ziak, geboren 1902 in Neulerchenfeld, Ottakring, Wien 16.

Säugling schrie [...] Dazu war das Bett sehr eng, man konnte sich nicht ausstrecken, erhielt unfreiwillige Püffe und Stöße, über die Willy sich des öfteren bitter beklagte. Sein Körper tat ihm oft morgens von der unbequemen Lage weh.«⁶⁵

Auch wenn dieser Fall vielleicht von Frau Hetzer aus ihrem Wissen über verschiedene Fälle konstruiert ist, stellt er doch jene Exposition (Ausgesetztheit) »des proletarischen Kindes« gegenüber dem Sexualleben der Mutter mit Mitbewohnern dar, von der Siegfried Bernfeld spricht. In einer gegenüber Bernfelds Text stark vereinfachten Kausalität argumentiert Hetzer, »das proletarische Kind« sei aufgrund der Wohnverhältnisse und der Unbekümmertheit der Eltern von klein auf mit der Sexualität von Erwachsenen konfrontiert und neige dazu, seinem »Sexualtrieb« nachzugeben. Die Sublimierung der sexuellen Wünsche in intellektuelle oder künstlerische Ambitionen erfolge in der Pubertät des »proletarischen Kindes« viel seltener als bei gut umsorgten Kindern bürgerlicher Familien. Das kulturelle Niveau des »proletarischen Menschen« bleibe somit lebenslang niedriger als jenes des Bürgers. Auch wenn es Frau Hetzer unterlässt, die psychoanalytischen Elemente in ihrer Konstruktion beim Namen zu nennen, ist ihre Darstellung nicht unplausibel. Allerdings stellt sich die Frage, welche Form der sexuellen Beziehung Menschen, die solches erlebt haben mögen, später möglich wird, ob alles schon in der Kindheit festgelegt ist, oder, wie beispielsweise Erik H. Erikson in seiner Revision des Freud'schen Modells psychosexueller Entwicklung nahelegt, die Überwindung von Konflikten und Krisen in den jeweils folgenden Phasen der Lebensgeschichte möglich ist.⁶⁶

9.12 Schwangerschaft und Geburt

Hausgeburten sind in der Unter- und Mittelklasse Wiens bis in die 1920er Jahre sehr häufig. Nur das zunächst privat geführte Brigitta Spital in der Stromstraße 34 im 20. Bezirk (Brigittenua) steht auch Schwangeren ohne Krankenversicherung offen. Die Stadt Wien übernimmt das Haus 1924 vom privaten Verein Lucina, modernisiert und erweitert es um ein Ambulatorium und eine Mutterberatungsstelle. 1926 wird es als »Entbindungsheim der Stadt Wien – Brigittaspital« mit 123 Betten neu eröffnet. Der laufende Spitalsbetrieb wird aus der Fürsorgeabgabe finanziert. Ab der Wiedereröffnung kann das Brigitta Spital als Teil des Gesundheitssystems und der Familienfürsorge im Roten Wien

65 Hildegard Hetzer, *Kindheit und Armut*, Leipzig 1929, 282ff.

66 Erik H. Erikson (1902–1994) erarbeitet zusammen mit seiner Frau Joan Erikson (1903–1997) in Harvard ein Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung, vielleicht die bedeutendste, wenn auch nicht unumstrittene Weiterentwicklung des Freud'schen Modells psychosexueller Entwicklung. Erikson fokussiert nicht nur die (männliche) Kindheit und Adoleszenz, sondern die lebenslange Entwicklung des Menschen und untergliedert sie in Phasen. In jeder Phase komme es zu einer phasenspezifischen Krise, deren fallspezifische Lösung die folgende Entwicklungsphase beeinflusst, die von einer nächsten Krise bestimmt wird. In jeder Krise bestehe die Möglichkeit zur Resilienz. Dabei misst Erikson den gesellschaftlichen Anforderungen der Umwelt eine höhere Bedeutung zu als Freud. Nicht unbedeutend scheint, dass Erikson viele Jahre an einer Depression leidet, die er mit Hilfe seiner Frau und ihrer gemeinsamen Arbeit an diesem Entwicklungsmodell überwinden kann. Vgl. Erik H. Erikson, *Identity and the Life Cycle*, New York 1959; deutsch: *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt a.M. 1966.

gelten. Josepha Neutor aus dem niederösterreichischen Heiligeneich wird hier geboren. Ihre Mutter ist die älteste Tochter im Auszugshaus eines Kleinbauern und gewiss nicht krankenversichert (s. Kapitel 5.8.1.)

Über eine Schwangerschaft der Mutter werden Kinder nicht informiert. Schon gar nicht wird mit ihnen über die bevorstehende Geburt gesprochen. Bei Hausgeburten verlässt der Mann oft schon ein oder zwei Tage vor der Niederkunft der Frau die Wohnung und findet bei Verwandten oder Bekannten Unterschlupf. Ein für das Paar gemeinsames Erlebnis der Geburt kommt weder im »Entbindungsheim« noch bei Hausgeburten zustande. Es wäre sozusagen außerhalb der Normalität. Karl Ziak erinnert sich:

»Meine Eltern wollten gern ein zweites Kind. Ich war damals zwölf Jahre alt. Ich hab also gesehen, dass die Mutter ein bisschen dicker wurde, aber ich hab so getan, als ob ich nichts wüsste, hab mich blöder gestellt als ich war. *Es ist nicht drüber geredet worden, nichts, gar nichts.* Vielleicht haben einmal die Nachbarinnen miteinander *gewispert*: Wie gehts Ihnen denn? oder so was. Also ich hab mich dumm gestellt. Und wenige Tage vor dem Ereignis hat es geheißt, ich soll für ein paar Tage zu meiner Großmutter gehen. Nun war das gar nicht so selten; meine Großmutter war eine Kohlenhändlerin [...] bei der Ulrichskirche, da war ich gerne [...]. Da war ich ein paar Tage dort, dann ist der Vater auf einmal erschienen: Also Du hast ein Schwesterl gekriegt! Willst es anschauen? Na dann bin ich wieder zurückgeführt worden, und das Kind, das so hässlich war wie alle Neugeborenen, ist im Bett neben der Mutter gelegen. So hat sich bei uns alles abgespielt.«⁶⁷

Ähnliches erlebt Willi Zvacek. Seit zwei Tagen ist der Vater außer Haus. Die Mutter ist mit zwei Tanten im Zimmer verschwunden. Alleingelassen in der von einer Petroleumlampe erhellten Wohnküche stellt sich der Dreijährige auf die Zehenspitzen und versucht die Zimmertür zu öffnen:

»Und ich hör die Mutter schreien: Das *Kind!* Gebts das Kind weg! Und ich bin da herumgelaufen in dem Zimmer, und man hat mich schließlich eingefangen und zwei Stockwerke tiefer, zu Kraupers, das war der Malermeister (und Arbeitgeber des Vaters) gebracht. Die haben mich dann in Empfang genommen, haben mich getröstet, haben mit mir geplaudert und gesagt, ich müsste hier schlafen. Hab dann da geschlafen. Am nächsten Tag in der Früh sind sie gekommen und haben gesagt: Du hast ein Brüderlein bekommen! Also ich weiß nicht, ob ich damals sehr begeistert war.«⁶⁸

Wenzel Zvacek ist zur Zeit der Geburt seines zweiten Sohnes als Geselle bei Malermeister Krauper beschäftigt und bewohnt mit Frau und Kind eine Wohnung im Zinshaus des Meisters. Dass sein erstgeborener Sohn Willi für eine Nacht von der Familie des Meisters aufgenommen wird und sich die Frau des Malermeisters in den folgenden Tagen um die Wöchnerin kümmert, zeigt das sehr gute nachbarschaftliche Verhältnis. Die abschließende Coda zu beiden Geschichten – Zvaceks »Also ich weiß nicht, ob ich damals sehr begeistert war« und Ziaks Bemerkung über die Hässlichkeit aller Neugeborenen – bringt

67 Interview 33 mit Karl Ziak, geboren 1902 in Neulerchenfeld, Ottakring, Wien 16.

68 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

implizit ein nur sozialpsychologisch zu erklärendes Phänomen zur Sprache. Unter den beschriebenen Umständen und von ihren Eltern unvorbereitet, erleben viele Kinder die Geburt eines Geschwisters nicht als »freudiges Ereignis«, sondern als Bedrohung ihres Status in der Familie. Nach wenigen Wochen im Wäschekorb nimmt das Neugeborene den Schlafplatz im Ehebett neben der Mutter ein. Von Einzelkindern abgesehen, wird so gut wie jedes Kind von seinem Platz an der Seite der Mutter verdrängt. Das vielleicht auch nur unbestimmte Gefühl, etwas emotional und leiblich Wichtiges zu verlieren stellt sich ein.

9.13 Frömmigkeit und Politik

»In der fünften Klasse Bürgerschule haben wir einen Pfarrer gekriegt, der hat mir imponiert. Und ich bin in die Kongregation gegangen, da waren wir *Marienkinder*, so hat er uns genannt. Da hab ich dann einen Vers ins Stammbuch geschrieben: Bleibe ein Marienkind, *rein und zart* wie Lilien sind.«⁶⁹

Die von Zuwanderern auf dem Land erworbene Frömmigkeit hält sich in der Großstadt offenbar eher bei Mädchen und Frauen als bei Burschen und Männern. So manche Familie wirkt weltanschaulich homogener als sie ist.⁷⁰ Doch scheint es in den Familien über religiöse Fragen selten zu Streit zu kommen. Christliche und sozialdemokratische Orientierungen können offenbar auch nebeneinander bestehen, vielleicht weil sie doch beide dem »Prinzip Hoffnung« folgen.⁷¹ Franziska Velecky erinnert sich:

»Mein Vater war Sozialdemokrat. Er hat immer gesagt: *Wartets nur, Euch wird es einmal besser gehen!* Meine Mutter war christlich. Und das hat man mir, wie ich dann arbeiten gegangen bin in der Brauerei, auch angekreidet, dass ich halt keine Rote bin, weil die Mutter in die Kirche geht. Und sie hat uns auch gelehrt zu beten, wir haben uns müssen am Abend niederknien und beten. Das haben wir machen müssen. Wir haben es auch gemacht. Da war eine Mutter Gottes und ein Jesus, und da war ein Diwan und ein Tisch, und da haben wir uns hingekniet, da haben wir gebetet. (Frage des Interviewers:) Und der Vater hat nichts dagegen gesagt? – Nein nein, der hat sich da überhaupt nicht hineingemischt, das war Sache der Mutter!«⁷²

Die neunköpfige Familie Velecky mit Kindern aus zwei Ehen des Mannes bewohnt eine Zimmer-Küche-Wohnung in einem Zinshaus in Schwechat bei Wien. Zuhause wird Tschechisch gesprochen. Während der Vater Abstand zur katholischen Kirche hält, geht seine (zweite) Ehefrau mit den Kindern an Sonntagen zur Messe in die Pfarrkirche. Es

69 Interview 2 mit Hanna Windisch, geboren 1899 in Ottakring, Wien 16.

70 Zu diesem Eindruck gelangt auch Alexander von Plato in seiner Untersuchung über die Arbeiterschaft des Ruhrgebiets, vgl. ders., »Ich bin mit allen gut ausgekommen.« Oder: war die Ruhrarbeiterschaft vor 1933 in politische Lager zerspalten? In: Lutz Niethammer, Hg., »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«, Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983, 31–65.

71 Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*. Ausgabe in drei Bänden, Erster Band (1959), Frankfurt a.M. 1973.

72 Interview 17 mit Franziska Velecky, geboren 1905 in Schwechat bei Wien.

scheint, dass Stunden der ›Einkehr‹ die Rückbindung (*re-ligio*) der Frau an ihre Kindheit in einem mährischen Dorf lebendig halten. Bei manchen Frauen wirkt der christliche Glaube und die Gemeinschaft der Gläubigen als ein psychisches Stützkorsett, das die Mühen des Alltags zwar nicht verringert, aber geduldiger ertragen lässt. Dass der Ehemann und Vater nichts dagegen hat, wenn seine Ehefrau mit den Kindern in die Kirche gehen, zeigt, dass er als Sozialdemokrat in Fragen der Religion ambivalent bleibt.

Die Mutter und der Stiefvater von Isolde Skorepa gehören verschiedenen weltanschaulichen Lagern an. Herr Schmied ist Kürschnermeister in einem bekannten Wiener Pelzhaus. Er ist der verstoßene Sohn eines niederösterreichischen Bauern und Sozialdemokrat. Der Stiefvater sei »immer eigentlich Sozialist« gewesen, erzählt seine Stieftochter Isolde, »weil er ja (auch als Meister) Arbeiter war und auch beim Gewerkschaftsbund eh und je«. Mutter Amalia, geboren 1898, arbeitet in den Jahren des Ersten Weltkriegs im Büro einer Bahndirektion und muss gleich nach Kriegsende heimgekehrten Männern weichen. Sie ist gläubige Christin und überzeugte Anhängerin der Christlich-sozialen Partei. Die verschiedenen politischen Ansichten der Ehepartner führen nicht zu Konflikten, aber zu einer bemerkenswerten Kindheitsgeschichte Isoldes. Einerseits erhält sie eine christliche Erziehung. Auf Betreiben der Mutter nimmt sie aber auch an Kindergruppen der (faschistischen) *Heimatschutz-Bewegung* teil. Zu Hause gibt die Mutter auch in politisch-ideologischen und religiöse Fragen den Ton an. Der Stiefvater geht »einmal im Jahr in die Kirche, zum ersten Advent«. Ab ihrem sechsten Lebensjahr ist Isolde auf Betreiben der Mutter bei den christlich-konservativen »Heimatschutz-Kindern«. Für zwei Wochen fährt sie »auf Erholung« auf Schloss Puchenu im oberen Mühlviertel (Oberösterreich). Zu dieser Zeit ist das Schloss im Besitz der Starhembergs. Ernst Rüdiger (Graf) von Starhemberg nimmt 1923 an Hitlers Marsch auf die Feldherrenhalle in München (»Hitlerputsch«) teil, wird 1929 Oberösterreichischer Heimwehrführer, 1930 Bundesführer der *Heimwehr* und 1934 Bundesführer der *Vaterländischen Front*. Der Erholungsaufenthalt für »Heimwehrkinder« auf Schloss Puchenu dient gewiss auch der politischen Erziehung. Isolde wird denn auch eine »glühende« Anhängerin der Heimwehrbewegung.

Auch auf der mütterlichen Seite der Verwandten gibt es einen Sozialdemokraten. Der Vater der Mutter ist pensionierter Eisenbahner, Sozialist und Gewerkschafter und wird für Isolde nach dem frühen Tod des leiblichen Vaters wichtiger als der Stiefvater.⁷³ Der Großvater, der Stiefvater und die Mutter treffen einige Kompromisse bei der Erziehung des Kindes. Isolde tritt in eine *christliche* Gruppe von »Eisenbahnerkindern« ein, die ihren Sitz in Meidling hat.

»Da hat mich die Mutter hingebacht. Die Mama wollte auch ein bisschen beim Turnverein // da war ich auch und da waren oft Schauturnen und so, und da war Tanz und alles mögliche, eben weil der Mama kulturell ein bissl was gefehlt hat beim Papa.«

Isolde wird aber auch Mitglied der katholischen »Sonnenjugend« in ihrer Pfarre. Sie besucht die Maiandacht und spielt im Gruppenheim Theater. »Das war unser Anteil an der Kultur!« Als Mitglied der Pfarrkindergruppe, der christlichen Eisenbahner-Kinder

73 Interview 27 mit Isolde Skorepa, geboren 1921 in Rudolfsheim, Wien 15.

und der Starhembergschen »Heimatschutzkinder« nimmt Isolde mit ihrer Mutter im Juli 1934 am Trauerzug für den ermordeten Bundeskanzler Engelbert Dollfuß teil.

Priester und Religionslehrer haben im Roten Wien weiterhin Einfluss auf die symbolische und rituelle Gestaltung der Zäsuren im Leben. Bürger*innen mit christlichen Eltern sind auch im Roten Wien noch auf verschiedene Weise gläubig und fromm, doch oft nicht unkritisch gegenüber den Kirchen und ihren Funktionären. Einige gehen mit Pfarrern der christlichen Kirchen geradezu listig um, wenn es um die rituelle Gestaltung von Anlässen wie Heirat und Begräbnis geht. Ein katholischer Pfarrer verweigert den Eltern von Samuel Panner die Trauung, solange sie die dafür geforderte Geldsumme nicht aufreiben können. Vielleicht ist dem Pfarrer die »Mischehe« ein Dorn im Auge. Der Vater ist zumindest dem Taufschein nach evangelisch, die Mutter katholisch.

»Na natürlich, der Katholische (Pfarrer) hat bestanden auf seinem Geld. Die Eltern haben gesagt, naja wir verdienen zwei drei Gulden in der Woche. Und der hat vier fünf verlangt. Ja müsst ihr halt warten solange bis – na sagt er, wenn ich auf mein Geld warten muss, dann können Sie auch auf die Hochzeit warten, hat der Pfarrer gesagt, ein christlicher Mensch, wirklich. Na haben sie eine Weile gewartet. Dann ist es dem Vater zu blöd geworden, hat er zur Mutter gesagt, wart, jetzt geh ich zu meinem, zum evangelischen Pfarrer. Hat er ihm halt alles erklärt. Hat der Evangelische gesagt, na kommts gleich am Samstag oder am Sonntag während der Messe. Zu den gewöhnlichen Trauzeiten hat er sie auch nicht genommen. Er hat sie halt nachher eingeschoben, nicht, na und sie sind getraut worden. Ein paar Wochen später ist der katholische Pfarrer zur Mutti gekommen, na was ist, haben Sie das Geld schon beinander? Wann können wir die Hochzeit machen? Sagt sie, nein danke schön, es ist schon vorbei!«⁷⁴

Nahaufnahmen wie diese zeigen ein überraschendes Bild. Dass Angehörige verschiedener politischer Parteien, »Berufsstände« und Religionen im Zinshaus Tür an Tür wohnen, habe ich schon mehrmals angemerkt. Noch mehr erstaunt aber, dass auch Kinder von sozialdemokratischen Arbeiter*innen und Arbeiter(ehe)frauen an Festen des christlichen Kirchenjahres teilnehmen, etwa am Fronleichnamfest oder am Erntedankfest. Es sind vor allem die opulent inszenierten farbenprächtigen Umzüge, die Frauen und Kinder anziehen. Dass weniger die religiöse Bedeutung als das farbenprächtige Spektakel mit der goldenen Monstranz, darüber einem Himmel aus Seide, mit Glocken und Weihrauch fasziniert, bestätigen mehrere Erzähler*innen. Anna Sebestl erinnert sich an das jährliche Erntedankfest in der Pfarre Ottakring.

»Ich hab als Kind immer beim Umgang mitgehen wollen bei den Christlichen, das war so ein Umzug, und wir Kinder haben immer gesagt: Wir gehen mit dem Umzug. Da haben sie so eine Erntekrone gehabt mit bunten Bändern, und ich hab immer so ein schönes Band tragen wollen.«⁷⁵

Mit achtzehn Jahren heiratet Anna Klimova den um zehn Jahre älteren Wiener Straßenbahner Prechtl und tritt danach umgehend aus der Katholischen Kirche aus. Im Alter von

74 Interview 42 mit Samuel Panner, geboren 1907 in Simmering, Wien 16.

75 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

achtzig Jahren, längst verwitwet, wohnt Anna Prechtl immer noch in derselben Gemeindegewohnung und denkt manchmal ans Sterben. Kurz vor unserem ersten Gespräch tritt sie wieder in die Katholische Kirche ein und kommentiert es launig: »Wer weiß, wofürs gut is!«⁷⁶

In den 1920er Jahren verschärft sich der *Kulturkampf* zwischen der sozialdemokratischen Partei und der christlichsozialen Partei und einigen politisierenden Klerikern der Katholischen Kirche mit Prälat Ignaz Seipel an der Spitze. Nach der Erschießung von etwa 90 unbewaffneten Demonstrant*innen am 15. Juli 1927 durch die Polizei und dem legendär gewordenen Wort des Bundeskanzlers Prälat Seipel in einer Rede im Parlament, keine Milde (auch sich selbst gegenüber?) walten zu lassen, treten viele Wiener*innen aus der katholischen Kirche aus. Sie drücken damit einen endgültigen Bruch aus, der sich schon zuvor angekündigt hat (s. die Kapitel 4 und 11). Kaum jemals geht es dabei um Religion, oft aber um den Missbrauch kirchlicher Autorität und die Verletzung christlicher Grundwerte durch hohe Würdenträger.

Rudimente der Volksfrömmigkeit und der Naturmystik bestehen freilich weiter. Gebildete Avantgarden der sozialistischen Jugend und die Schönbrunner Student*innen entdecken für sich eine pantheistische Spiritualität, die sie an eine neue Form der Kameradschaft, Freundschaft und Gemeinschaft, auch der asketischen Liebe vor der Ehe oder Lebenspartnerschaft glauben lässt (s. die Kapitel 3.4 und 5.3). Abgesehen von der Fragwürdigkeit des Konzepts »Neuer Mensch«, das übrigens im Maoismus Chinas und der »chinesischen Kulturrevolution« und in anderen, demokratischen oder autoritären Gesellschaften auftaucht, ist die Wirkung des Spirituellen genau wie die des Religiösen auf politische Haltungen – oft unbemerkt – nicht zu unterschätzen.⁷⁷ In einem weiten Sinn sind das Religiöse und das Spirituelle Teil der politischen Kultur einer Gesellschaft, geht es ihnen doch stets auch um die normative Regulierung des Verhältnisses der Menschen zueinander und ihres Verhältnisses zur Natur.

76 Interview 3 mit Anna Klimova, verheiratete Prechtl, geboren 1900 in einem böhmischen Dorf bei Budweis (České Budějovice).

77 Vgl. Eva Illouz, *Explosive Moderne*, Berlin 2024, 41ff.